

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Fräulein Baronesse. Novelle von Ida von Düringsfeld. (Fortsetzung). — Vor der Trauung. Original-Zeichnung von J. Simmonds. — Kinderbeichte. Original-Zeichnung von Hermann Kaufbach. — Stenaffance-Salon im Schlosse Osterstein in Thüringen. — Das Bildungsinstitut für Offizierstöchter in Hernals. Von Paul von Radics. — Blumenorden und Blumenspiele. Von Eufemia von Kudrassky. — Der Subscriptionsball im Berliner Opernhause. — Rabbi Naschi. Aus dem Dänischen des W. Goldschmidt. — Pflaundersündchen. — Auflösung der Räthsel Seite 52. — Correspondenz. — Inserate.

Fräulein Baronesse.

Novelle von Ida von Düringsfeld.

Neuntes Kapitel.

ben?" — „Ich verstehe nicht —“ — „Wenn man Vertrauen hat, braucht man nicht zu verstehen,“ erklärte Frau von Wengersky. — Rudolph sah noch immer unbefriedigt und unüberzeugt aus. Das reizte sie. „Gott, was Du dumm bist!“ rief sie. „Siehst Du denn nicht — wie soll ich denn

Deine Schwester einigermassen beschäftigen, wenn ich ihr nichts zum Spielen gebe? Dieses Mädchen ist schrecklich romanest — es ist der ganze Vater. Sie hat keinen einzigen Gedanken an eine vernünftige Heirath — die Liebe, die Liebe — das ist es, was allein ihren Kopf erfüllt. Die Liebe —

eine solche Dummheit kann mich toll machen, aber sprich doch Vernunft mit Mademoiselle — sie weint wie eine Magdalene, sie wird zur Fontaine, sie schreit nach dem Monde, sie hört nur auf zu weinen, wenn man ihr gibt, was sie will —“ — „Den Mond?“ — „Sicherlich, ja. Wenn man ihr eine Puppe gibt, wie einem kleinen Mädchen.“ — „Der Hauptmann ist also ihre Puppe?“ — „Aber ja.“ — „Es ist eine ziemlich große Puppe.“ — „Das kleine Mädchen ist auch ziemlich groß.“ — „Und man nimmt ihr die Puppe aus den Händen.“ — „Wenn sie es müde ist, damit zu spielen.“ — „Wird sie's müde werden, mère?“ — „Wie sollte sie es nicht werden, mein Sohn? Oder findest Du etwa, daß er Geist hat?“ fuhr Frau von Wengersky fort. „Wenn er Abends hier ist, was thut er?“ — „Er trinkt Thee, ist lüch und sieht Espérance an.“ — antwortete Rudolph, der nie eine Thatfache verschönerte. — „Und dann?“ — „Dann? Ja, Anderes thut er nicht.“ — „Du würdest Dich also behelfen ohne seine Gegenwart?“ — „Ich schon, aber ich bin nicht Espérance.“ — „Aber Espérance ist keine sothe. Sie ist ein verbranntes Gehirn, aber sie ist nicht dumm. Sie wird sich mit ihm langweilen, sie muß sich mit ihm langweilen.“ — „Dann wird sie ihn gähnend heirathen, aber heirathen wird sie ihn sicherlich,“ sagte Rudolph unerschütterlich. — Die Französin lachte. „Dank Deinem Eigensinn hast Du bisweilen wirklich Geist. Der Himmel sei gelobt, daß wenigstens Ihr, Dein Bruder und Du, nichts Deutsches habt. Ich habe an meiner deutschen

Ein glücklicher Brautstand.

„Mère,“ hob etwa vierzehn Tage später eines Morgens nach langer Ueberlegung Rudolph an, „mère“ — Frau von Wengersky hatte eine unermüdlche Geduld verschwendet, um dem Jungen die regelrechte Anrede ma mère beizubringen, aber umsonst; dies kostete ihm zu viel Anstrengung, er ließ das ma fort und blieb bei mère tout court — „mère,“ sagte also Rudolph, „warum hast Du denn Espérance und dem Hauptmann erlaubt, sich zu verloben?“ — „Mère“ warf Schlüssel, Scheeren und dergleichen Kleinigkeiten, die sie vor sich auf dem Tische liegen hatte, mit einer gewissen Verlegenheit durcheinander und murmelte in das Geflapper hinein halb unverständlich Etwas von „Nicht eigentlich.“ — „Nicht eigentlich?“ wiederholte Rudolph. „Gewiß sind sie verlobt. Sie haben Ringe gewechselt —“ — „Bah, diese schlechten Ringe!“ warf sie geringschätzig hin. — „Ringe sind Ringe,“ sagte Rudolph, der hartköpfige Enkel der holländischen Großmutter. „Wo Ringe gewechselt werden, ist Verlobung. Und Du hast ihm die Caution versprochen.“ — „Er hat sie noch nicht.“ — „Er soll sie haben, sobald Espérance mündig ist.“ — „Sie ist's noch nicht.“ — „Aber sie wird es werden.“ — „Bis dahin sind Jahre.“ — „Die vergehen werden.“ — „Warten wir, bis sie vergangen sind.“ — „Mère,“ sagte Rudolph ernsthafter, als bisher, „willst Du Dein Wort nicht halten?“ — „Mein Gott, was für einen Trager Sie abgeben!“ sagte die Mutter ungeduldig. „Können Sie denn kein Vertrauen in Ihre Mutter ha-



Vor der Trauung. Originalzeichnung von J. Simmonds.

Tochter gerade genug. O diese Deutschen! Es ist ein Kreuz!" schloß Frau von Wengersky, stand lebhaft vom Tisch auf und wollte fort.

Rudolph blieb noch sitzen, wie er die ganze Zeit über ge- sessen hatte, vorgebeugt, mit beiden Ellenbogen auf dem Tische liegend.

"Eine Frage noch, mère," sprach er, nicht ohne Humor. "Wirklich nur eine einzige," versicherte er, als die Mutter sich mit aufsteigender Verdrießlichkeit wieder zu ihm wendete. Leise, geheimnißvoll beinahe, flüsterte er zu ihr hinüber: "Hast Du's Arthur geschrieben — ich meine, das von der Puppe?"

"Wie sollt ich Arthur mit solchen Kindereien in seinen wichtigen Geschäften stören!" rief Frau von Wengersky ärger- lich, ergriff einige Schlüssel und klorre damit aus dem Saale. Rudolph piff ein paar Töne vor sich hin und sah dabei äußerst verschmüht aus, dann ließ er den Kopf auf den rechten Arm sinken und schlief sanft ein.

Und im Nebenzimmer saß Espérance am Arbeitstische und nähte. Wie sonst und doch wie anders! Gehoben, stolz, selbstbewußt. Sie trug einen Ring, sie war Braut, nicht mehr das arme junge Mädchen, nein, die reiche Geliebte. Zweimal wöchentlich durfte Paul des Abends kommen, ver- gangenen Tages war er zum vierten Male da gewesen. Er hatte, wie Rudolph gesagt, Thee getrunken, Kuchen gegessen und Espérance angesehen. "Unterhaltlich" war der Abend nicht gewesen, selbst für ihn nicht, für ihn sogar am wenig- sten. Er fühlte sich noch nicht zu Hause bei seiner künftigen Schwiegermutter — wie sollt er auch? Eine Frau, mit welcher er keinen Gedanken gemeinsam hatte, oder lieber keine Gewohnheit, denn Gedanken waren nicht seine Sache. Thee- trinken war es auch nicht — dem Prager war das schlechteste Bier immer noch lieber, als der beste Thee. Hier indessen konnte selbst Paul nicht im Salon einer Französin bean- spruchen, die mit ihren internationalen Concessionen noch so wenig bis zum "Bod" gelangt war, daß sie von dessen Existenz in Paris nicht einmal träumte. Als praktischer Soldat trank dem Paul, was da war, d. h. sehr mittelmäßigen Thee, saß seine paar Stunden ab und athmete auf, wenn er erst "die Ehre haben" und sich draußen seine Cigarre anstecken konnte, um in möglichster Eile einem Orte zuzusteuern, wo es ein weniger salomnäsiges Getränk zur Erquickung gab. Bis- weilen ertappte er sich bei diesem erneuten Genuß des Garçon- comforts auf einem halben Seufzer, wenn er bedachte, wie viele solche Abendstunden ihm noch auszuhalten blieben, bevor er heirathen konnte.

Davon hatte natürlich Espérance nicht die mindeste Ahnung. Für sie waren diese Abende köstlich, die einzigen festlichen, die sie noch erlebt. Schon das Erwarten seines Kommens! Nicht länger das verstoßene der heimlich Liebenden, nein, das triumphirende berechtigte der Verlobten. Sie durfte, ohne mehr als eine spöttische Bemerkung Mamans fürchten zu müssen, am Fenster stehen, bis er über die Brücke kam, welche ihn zuerst auf das Campo geführt hatte. Sie durfte den leichten Gruß, den er vor dem Eintreten in den Palast zum Fenster hinaufsandte, durch Lächeln und Nicken erwidern, sie durfte — nein, das durfte sie nicht, ihm in den Saal entgegenzueilen. Als demoiselle de marbre mußte sie ceremoniell stehen bleiben, und nur das war ihr gestattet, seine Schritte zu zählen, wie sie militärisch fest über den Terrazzo des Saales bis an die Thür des Gesellschaftszimmers kamen. Und wenn diese aufging, und er sich zeigte, da war es Maman, welche seinen ersten Gruß in Anspruch nahm, erst der zweite gehörte der vor Ungeduld fiebernden Espérance. In einem Handkuß hatte Paul dann alle Färtlichkeit zu legen, die er auf keine andere Weise zeigen durfte. Noch war ihm nicht selbst der leiseste Kuß erlaubt worden; die altfranzösische Etikette stand unerbittlich zwischen ihm und seinem "Madl". Einige hastige Liebesfragen konnten sie nur in den wenigen Augenblicken wechseln, die Maman ihnen gönnte, bevor ihre scharfe Stimme das Paar an den Theetisch rief. Allein waren sie nie: Maman verlor, so lange der Hauptmann zugegen war, nicht eine Sekunde die Tochter aus den Augen. Daß Paul bei dieser Diät nicht gerade von der Liebe satt wurde, konnte man ihm nicht zum Vorwurf machen. Anderer Vor- rechte seiner Stellung genoß er gar nicht. Seine Begleitung bei Ausgängen, irgend welche auffallende Aufmerksamkeit, wie Blumen oder Briefe, hatte Maman sich gleich von Anfang an vorbehalten. Ihr Bestreben ging dahin, Espérance so wenig wie möglich Braut sein zu lassen und den ganzen Braut- stand so geheim zu halten, wie eine vollendete Thatsache sich immer halten läßt. Denn wie wir von der Französin selbst gehört, betrachtete sie das Schicksal der Tochter noch keines- wegs als abgesehenen.

Espérance blieb, wie es sich von selbst versteht, diese Diplomatie der Mutter ebenso verborgen, wie die Langeweile ihres Bräutigams. Sie webte um seine Gestalt her mit liebender Emsigkeit die verwandelnde Hülle, zu welcher die Phantasia den jungen Mädchen die Fäden liefert. Hätte Paul Hammer sich sehen können, wie Espérance ihn umgeschaffen, er hätte sich selbst nicht erkannt. Espérance wiederum hätte den Verlobten für einen Fremden gehalten, wenn er ihr in seiner wirklichen Figur erschienen wäre. Aber davor war er sicher in ihrem Traume. Ueber ihn ging keiner. So zu lieben wie er verstand keiner. "Unausprechlich liebt er mich!" war des guten Kindes tägliches Credo. Unausprechlich und so uneigennützig! Espérance kam aus der Nührung über ihn gar nicht heraus. Ihre frühere Selbstüberhebung, Selbst- bewunderung, Selbstanbetung, Alles war vergangen in der neuen Demuth, welche sie vor ihrem Idol darniederbeugte. Wenn auch der Göze nur von Holz ist, so kann die Andacht des Anbeters doch wahr sein. Die Espérancens war so rein, als gälte sie dem göttlichsten Menschen. Was für Jahre sah sie vor sich! Still, sonnig, selig. Wie hätte es ihr in den Sinn kommen können, daß Maman ihre Verlobung nur als eine zeitweilige behandelte?

Seien wir billiger gegen Frau von Wengersky, als sie es gegen sich selbst war. Nicht mit dieser widerwärtigen Be- rechnung hatte sie anfangs ihre Einwilligung gegeben. Da hatte das Herz sie überrumpelt. Sie war mütterlicher, weib- licher, als sie sich zeigen wollte. Wir wissen, Espérance konnte in Thränen etwas leisten, und sie hatte bei und nach Ma- mans großem Sermon ihr bestes gewieint. Sie schien wirk- lich zerfließen zu wollen. Wenn eine Mutter nun ihre Tochter so sieht und hört, was thut da die Mutter? Sie wird zuletzt

weich- und wehmüthig, denkt, sie hat Unrecht, hilft der Tochter weinen, und verspricht, ihr den Willen zu thun. Ganz so hatte Maman es gemacht. „Voyons, mignonne, voyons, Nancy, mon enfant, weine nicht so, weine nicht so, man wird ihn Dir geben Deinen dicken Hauptmann, allons, weine nicht mehr, mache Dich nicht krank, mache Dich nicht häßlich — Du wirst ihn kriegen, sei gut, hör' auf.“ Espérance war gut und hörte auf, und Maman dankte dem Himmel. Der Sonntag kam, Paul kam, die Verlobung kam. Maman stellte ihre Bedingungen, Paul nahm sie an, Espérance strahlte, Rudolph sah bedenklich zu, Maman halb zufrieden, halb schon unzufrieden — Paul gefand ihr dieses Mal bereits viel weniger, und sie fing überdies an, sich vor Arthur zu fürchten. Dann mißfiel Paul ihr mit jedem Male, daß sie ihn sah und stu- dirte, mehr und mehr, mit Espérance als glücklicher Braut war absolut gar nichts anzufangen, da sie Alles, was nicht Paul war, weder sah noch hörte, Maman langweilte sich über alle Maßen und begann sich zu fragen, ob die Sache denn unwiderrüchlich sei. Sie gestand sich ein, daß sie mit ihrer Zustimmung eine Uebereilung begangen. Aber dasselbe einem der Kinder einzugehen, das war eine andere Sache. Fast jeder Franzose und fast jede Französin hat irgend ein prestige zu bewahren; das Prestige ist Nationaleigenthum. Maman hielt mit ihrer ganzen Kraft an dem Prestige ihrer mütter- lichen Weisheit fest. Wo blieb das, wenn sie zugab, sie könne sich überlegen — Als daher Rudolph, der sich für gewöhnlich um Familienangelegenheiten so wenig bekümmerte, wie um Dinge, welche sich am Himmel zutragen, auf einmal den Ein- fall bekam, sich über Mamans Absichten bei Espérancens Ver- lobung unterrichten zu wollen, machte Frau von Wengersky aus ihren Instinkten und halben Gedanken geschwind einen wahrhaft jesuitischen Plan, nach welchem sie verfahren sein wollte. Lieber den kältesten Verstand zeigen, als eine einzige Schwäche, mochte es immerhin eine mütterliche, folglich ganz verzeihbare sein.

Rudolph ließ, was mère ihm vorgetragen, auf sich be- rufen. Am Ende war es nicht seine Sache, an wen Espé- rance verheirathet wurde. Das ging mère an.

Anderer Meinung war Arthur, „das Haupt der Familie“. So viel Vorsichtsmaßregeln Frau von Wengersky auch ge- troffen haben mochte, das Geheimniß der Verlobung hatte sich doch gegen den Winter hin glücklich bis nach Wien ge- sprochen, und Arthur frug bei der Mutter an, ob es wirklich denkbar sei, daß sie die Schwester mit einem bürgerlichen Hauptmann ohne alle Connexionen und ohne alles Vermögen verlobt habe? Hoffentlich war es doch nur ein leeres Gerede, sonst — Arthur brach ab und endete mit Ausrufungs- zeichen.

Die arme Französin! Ihre Dummheit war bis zu ihrem Herrn und Meister gedrunken, bevor es ihr geglikt, dieselbe wieder gut zu machen. Das war ein schwerer Brief, welchen sie an den Herrn Sohn zu schreiben hatte. Sie versuchte es gleichfalls mit ihrem sogenannten Plan, aber der half ihr bei Arthur herzlich wenig. „Ich erkenne meine Mutter nicht wieder.“ schrieb er. „Die Wahrheit ist wohl, daß dieses alberne Mädchen Deine Güte gemißbraucht und Dir eine solche thörichte Nachgiebigkeit abgezwungen hat. Frage sie in meinem Namen, ob sie verrückt ist, und suche so schnell Du kannst, Dich dieses Hauptmanns zu entledigen, der nie zum zweiten Male in das Haus hätte kommen sollen.“

„Arthur läßt Dich fragen, ob Du verrückt bist,“ fuhr nach Lesung dieses Briefes Maman Espérance giftig an. Der Prinz Sohn hatte die Mutter gescholten, der Logik nach mußte Schwester Aschenbrödel von der Mutter angefahren werden.

Espérance machte die Augen groß auf, wurde roth und blaß und fragte: „Ist es wegen Paul's, daß er das sagt?“ „Weshwegen sollt er es sagen, wenn nicht wegen Deines Hauptmanns?“ fragte die Mutter bissig.

„Maman, Paul ist als mein Verlobter hier und mit Deiner Autorisation,“ sprach Espérance mit einem Anfluge weiblicher Hoheit.

„Leider, ja!“ rief zornig die Französin. „Ich habe die Dummheit gehabt, gut und großmüthig zu sein. Ihr belohnt mich dafür, Du und Dein schöner Kapitän.“

„Aber, Maman, was haben wir gethan?“ fragte das junge Mädchen.

Frau von Wengersky knifferte und klapperte im Zimmer umher und erklärte grämlich: sie sei zu gut gewesen, immer zu gut gewesen.

„Du bist sehr gut gewesen,“ bestätigte Espérance, „aber was hättest Du gegen Paul auch zu sagen gehabt?“

„Gegen Paul!“ ahmte Frau von Wengersky der Tochter spöttlich nach. „Wie das bürgerlich ist, wie das deutlich ist! Frage lieber, was ich „gegen Paul“ nicht zu sagen gehabt hätte? Ein Mensch ohne Namen, ohne Stellung, ohne Ver- mögen —“

„Aber, Maman, das Alles hast Du gewußt,“ sagte Fräu- lein Baronesse mit ihrem verwünchten Latonismus.

„Und doch habe ich eingewilligt?“ schrie die Mutter. „Das ist es, was Du fragen willst? Recht so, mache mir einen Vor- wurf aus meiner Güte. Ich hab' es verdient. Wer dumm ist, muß bestraft werden.“

„Maman, Du hast nicht die mindeste Logik.“ Espérance fing jetzt auch an, ärgerlich zu werden.

„Besser und besser!“ zischte die Französin.

„Du solltest wirklich Vernunft annehmen,“ fuhr Espérance moralisirend fort.

„Und Sie, Mademoiselle, sollten den Respect nicht ver- gessen, den Sie Ihrer Mutter schuldig sind.“

„Eben weil ich meine Mutter respectire, will ich sie logisch,“ argumentirte das enfant terrible.

„Das spricht von Logik!“ warf die Mutter geringschätzig hin.

„Ich habe aber doch Recht, Maman,“ behauptete Espé- rance. „Paul ist was er war, als Du einwilligtest. Er hat Dich in Nichts getänzelt. Er hat Alles, was er Dir ver- sprochen hat, streng erfüllt. Ich habe gleichfalls nicht das Geringste gethan, was Du mir nicht erlaubt hast. Warum sagst Du denn da, wir hätten Dich für Deine Güte schlecht belohnt?“

Espérance hatte sich bis hierher nicht unterbrechen lassen, aber jetzt fuhr die Mutter los. Espérance hatte das unber- zeugliche Unrecht, Recht zu haben, es zu wissen und es zu sagen. Das mußte ihr selbstverständlich heimkommen, aber da es sehr unerquicklich ist, zu sehen oder zu lesen, wie eine

Mutter sich dem Kinde gegenüber erniedrigt, so übergehen wir die weitere Folge des Bankes. Wenn wir berichten, daß Espérance ein Mal mehr in Thränen gebadet zurückblieb, so genügt das, um anzudeuten, daß sie schließlich doch den Kür- zern zog.

„Und Alles bloß, weil Arthur grob geschrieben hat!“ jammerte sie schluchzend. „O armer Paul, wie wird es Dir morgen Abend gehen!“

Es ging ihm schlecht. Frau von Wengersky hatte sich allerdings schon bei seinen letzten Besuchen sehr wenig liebens- würdig gezeigt, hatte ihre Ungeduld, ihren Ueberdruß, ihre Langeweile kaum noch verheimlicht, aber geradezu unartig war sie gegen ihn doch noch nicht gewesen. Jetzt ward sie's, und Rudolph, welcher den ihm octroyirten Schwager ebenfalls je länger, je unlieblicher fand, half ihr getreulich. Paul wußte nicht recht, wie er sich benehmen sollte. Seine Braut konnte er nicht befragen, denn Mutter und Bruder bewachten die Kermise, wie zwei Douaniers eben confiscirtes Gut. Espé- rancens langes Jammergehäch allein verrieth, daß etwas den Brautstand Bedrohendes vorgefallen sein mußte.

Die Wahrheit zu sagen, hatte Paul den Brautstand schon gelind satt. Hätte Frau von Wengersky ihm eines Abends kurz und bündig gesagt: „mein Herr, Sie kommen nicht wieder,“ so würde Paul mit einem verzweifelnden Scheide- blick auf Espérance dieser Weisung unbedingt Folge geleistet haben. Das wagte Frau von Wengersky indessen doch nicht. So ganz ohne jeden Grund ihr Wort brechen, widerspreche ihr. „Ich kann's nicht — Alles, aber das nicht,“ schrieb sie an Arthur, der sie dazu ermunterte. „Ich hoffe, es soll mir gelingen, ihn durch Injolenz zu vertreiben. Ich bin bis über alles Maß hinaus insolent gegen ihn. Ich begreife nicht, wie dieser Mensch es bis jetzt ertragen hat.“

Paul ertrug es, weil er gleichfalls davor zurückschaute, daß ein Wortbruch von ihm ausgehen sollte. Ein Wortbruch ist immer eine so gar peinliche Sache; bei Jedem bricht immer Etwas im eigenen Selbst entzwei.

Frau von Wengersky begriff, daß dieser Mensch, so gut wie sie, ein Gewissen habe. Sie änderte ihre Taktik. Espérance wurde von nun an der Gegenstand, an welchem sie ihre Bos- heit und kleine Tyrannie ausließ und zwar immer in Gegen- wart Paul's. Nachdem sie das einige Wochen so fortgetrieben hatte, mußte Menega sie eines Abends vom Theetisch abrufen. „Sie erlauben?“ sagte sie mit lange ungewohnter Höflichkeit zu Paul. Dieser verbogte sich. Rudolph war gar nicht erst gekommen. Die Verlobten waren zum ersten Male seit ihrem glücklichen Brautstand allein und blieben es fast eine halbe Stunde.

„Ich bin geschlagen worden,“ schrieb Frau von Wengersky am folgenden Tage nach Wien. „Diese Verliebten sind stärker, als ich. Sie lassen nicht los. Ich hatte Nancy die ganze letzte Zeit über so absichtlich gemeint, daß sie einen Niagara von Thränen in sich aufgestaut haben mußte. Wenn sie den über ihren unglücklichen Kapitän losbrechen ließ, mußte der ohnedies schon gereizte Amadis geradezu die Geduld verlieren, eine Scene mußte folgen, ein Abien mußte ausgesprochen werden. So schloß ich und schloß falsch. Sie haben sich nicht Abien gesagt; als er fortging, sprach Mademoiselle mit Nach- druck: „auf Wiedersehen am Mittwoch!“ und Monsieur ant- wortete steif und feierlich wie immer: „ich werde die Ehre haben.“ Deine Schwester trägt seitdem die Miene einer Hel- din und Märtyrerin zur Schau. Ich werde sie von einer andern Seite angreifen müssen. Welche Fähigkeit im An- hängen dieses Mädchen hat! Sie ist noch immer gänzlich blind, hat noch nicht entdeckt, daß ihr Vielgeliebter ein Egel ist, der sie nicht einmal liebt. Aber macht ihr das begreiflich!“

Wenn Maman geschlagen war, so lag die Schuld oder das Verdienst nicht an Paul. In Bezug auf ihn hatte sie vollkommen richtig geschloffen. Als Espérance, sobald die Mutter die Thür zugemacht, in Thränen und Klagen aus- brach, hörte Paul sie eine Zeit lang an, ohne den Mund auf- zuthun, dann legte er seine martialische Physiognomie, so gut es gehen wollte, in die Opferfalten eines resignirten Helden- antlitzes und sprach mit tragischem Tone: „o geliebte Spe- ranza, ich sehe, was mir obliegt. Soll ich Ursache sein, daß Sie Ihre ganze Jugend in solchen Qualen vertrauern? Nein, nein, o Speranza! Dazu lieb' ich Sie zu sehr. Ich wäre Ihrer unwürdig, wenn ich Sie noch an mich fetten wollte. Mir war ein Glück, wie Ihr Besitz, nicht beschieden, aber wenigstens kann ich zeigen, ich wäre seiner werth gewesen, indem ich ihm entsage.“

Unfehlbare Regel: wenn ein Mann von Entjagung zu reden anfängt, so ist er des Gutes, dem er entsagt, herzlich überdrüssig. Was der Mann liebt, hält er fest. Freiwillige Entjagung ist nicht seine Aufgabe, sondern Erringen um jeden Preis. Das wußte jedoch Espérance nicht; welches liebende Mädchen weiß es? Als echtes liebendes Mädchen bewunderte Espérance den Geliebten seines Edelmuthes wegen. Als echtes liebendes Mädchen erkannte sie die ganze Größe des Opfers, welches er ihrer Ruhe bringen wollte. Als echtes liebendes Mädchen nahm sie das Opfer nicht an, sondern schwor dem Geliebten unaufgefordert ewige Treue. Der allzusehr Geliebte konnte ehrenhalber nicht anders, als auch ewige Treue schwören.

Dann that Espérance noch etwas Mädchenhaftes, Un- schuldiges, Thörichtes und Tadelnswerthes. Sie küßte Paul auf die Stirn und flüsterte: „o mein Paul! mein Paul!“ Sie nannte ihn zum ersten Male Paul, und sie küßte zum ersten Male einen Mann, der nicht ihr Bruder war. Der schöne heilige Erstlingskuß von zwei reinen Mädchenlippen. — Espé- rance war vollkommen besüßt, ihn als etwas Köstliches zu achten und ihn als reiche Belohnung für den Edelmuth des Geliebten anzusehen. Paul war, als er sich geküßt fühlte, dermaßen verblüfft und, wie die Schlesier sagen, verstrizelt, daß es ihm gar nicht einfiel, wieder zu küssen. Espérance sah das als ein Zeichen von Ehrfurcht vor ihr an und reichte dem zartfühlenden Geliebten schwärmerisch die Hand. Die küßte Paul; auf „Küß die Hand“ war er eingeeicert.

Espérance dachte nach ihrem Abendgebet vor dem Ein- schlafen ein Mal mehr: „wie unaussprechlich er mich liebt!“ Paul Hammer saß in seinem Zimmer, taute an einer aus- gegangenen Cigarre, starrte auf die Fiorentina und monolo- gisirte in Absäßen: „Ich komm' nicht los. — Ist mir schon recht — warum hab' ich nicht gehört?“ Er dachte reumüthig an Herrn von Keller und den Oberlieutenant. Dann ent- schuldigte er sich bei sich selbst. „Das Herz, es ihr zu sagen, hatt' ich doch nicht. Armes Madel! Sie liebt mich so schrecklich

Sie stirbe, wenn ich mich zurückzöge. Wenn ich gewußt hätte, welche Plage ich mir mit so vieler Mühe auflüde! Nun, wenn ich nur die Caution kriege, so will ich sie ja recht gern nehmen.“ Er meinte Speranza. „Ein ehrlicher Mensch hält sein Wort. Armes, liebes Mädel!“ Mit dieser freundschaftlichen und immerhin ehrenhaften Gefinnung für Espérance ging auch Paul zu Bett.

Was Maman dachte, haben wir bereits gelesen. Was sie that, war recht schlecht, und hätte sie nicht nachgerade wirklich die Ueberzeugung gewonnen, daß Espérance an Paul so gut wie weggefallen wäre, hätte man ihr Verfahren als die niedrige Verrätherie bezeichnen können. Sie fing damit an, Espérance wieder zutraulich zu machen. Es fiel ihr nicht schwer; bei jedem einigermaßen gutgearteten Kinde ist Zutrauen zu den Eltern ein Naturbedürfnis. Frau von Wengersky brauchte bloß ein oder das andere Mal Espérance die Wangen zu streicheln, um Thränen in die blauen Augen der Tochter zu bringen und in ihrem Herzen die Hoffnung auf eine dauernde Besserung des gegenseitigen Verhältnisses zu erwecken. Dann sagte die Mutter wohl: „voyons, Töchterchen, mache keine so ängstliche Miene, Du weißt, ich habe den Kopf nahe bei der Nütze, aber Du mußt nicht Alles gleich so wörtlich nehmen, ich habe so viel Sorgen und Verdrießlichkeiten, man könnte mit weniger verrückt werden. Und daß mir der Kapitän nicht ganz zusagt für Dich, die so schön ist, kannst Du mir es vorwerfen? Jede Mutter ist ehrgeizig für ihre Tochter, wenigstens jede Mutter, die nicht für sich selbst noch Ansprüche macht, und die Gerechtigkeit wirft selbst Du mir widerfahren lassen, daß ich an mich als Frau nie mehr gedacht habe, seit Du so hoch warst.“ Sie deutete die Höhe eines vierjährigen Kindes an, und Espérance konnte nicht anders, als ihr zugeben, sie habe sie stets nur als Mutter gekannt. Ihr Temperament taumelte die Kinder auch zur Genüge; Fräulein Baronesse hätte allerdings gewünscht, es möchte nicht immer erst durch solche tobende Gewitter zur Abkühlung gelangen, aber die Thatsache stand fest, daß es sich abzukühlen vermochte und dann oft ganze Wochen lang in Gleichmäßigkeit verharrte. Vielleicht war jetzt eine solche Zeit gekommen; vielleicht hatte Arthur in Wien eben zu viel mit eigenen Angelegenheiten zu schaffen, um sich unnützer Weise mit denen der Schwester zu bemühen; vielleicht richtete Maman, einzuweichen in Ruhe gelassen, sich nach und nach mit Paul ein, wurde ihm gerecht, gewann ihn sogar lieb. Was war nicht Alles möglich? „Was würde ich glücklich sein, wenn Du Paul noch einmal gut würdest!“ sagte Speranza, die wieder die Hoffnung in Person war, schüchtern einschmeichelnd zur Mutter.

„Wer kann es wissen?“ erwiderte Frau von Wengersky. „Er ist wirklich nicht so übel; wenn er etwas freier in seiner Haltung wäre, könnte man sein Aeußeres sogar angenehm finden. Aber er ist steif wie ein Deutscher. Du mußt ihn Französisch lehren, Nancy; vielleicht machen wir noch einen halben Franzosen aus ihm.“

Espérance wünschte das nicht, und es war auch keine Gefahr dazu vorhanden. Paul blieb bei seiner Commisseganz, dennoch fand Maman ihn mieux. „Er imponirt durch die Kraft,“ sagte sie. „Weißt Du wohl, mignonne, ich glaube, daß er schon vielen Frauen gefallen haben mag,“ setzte sie eines Tages hinzu.

„Daran zweifle ich gar nicht,“ antwortete arglos Espérance, geschmeichelt für Paul.

„Aber wenn nun auch ihm viele gefallen hätten?“ fragte Maman leicht hin. „Würde Dir das auch recht sein, Nancy?“

„Nicht so sehr,“ erwiderte das junge Mädchen, welches noch immer kein Arg hatte.

Einige Tage später kehrte Maman von einem Ausgange mit anscheinend bekümmertem Gesicht zurück. Espérance näherte sich, Frau von Wengersky trat hinter ihren Stuhl und fuhr ihr mit der Hand liebevoll über das Haar. Espérance wandte sich um; es war etwas Eigenes in dieser Berührung, etwas Mitleidiges. Das junge Mädchen hatte sich nicht getraut; die Blicke Mamans ruhten mitleidig theilnehmend auf ihm. Was war es? Was gab es Schlimmes? Espérance fragte mit Angst: „Maman, ist Paul Etwas zugestoßen?“

„Nicht daß ich wüßte,“ versetzte Frau von Wengersky, ohne den Ausdruck ihres Gesichtes zu verändern. „Was sollte ihm zugestoßen sein? Aber was ich eben erfahren habe, geht doch ihn an, nur bin ich unsicher, ob ich Dir es sagen soll oder nicht.“

„D sage doch, Maman, sage doch!“ bat Espérance.

„Aber Du darfst nicht weinen, und darfst auch nicht denken: Maman sagt das bloß, um Paul bei mir zu schaden.“

„Maman, Nichts, was Du sagen könntest, vermöchte ihn bei mir zu schaden,“ versicherte „Paul's Braut“, wie Espérance sich zu nennen liebte.

„Nun wohl,“ begann Frau von Wengersky, „ich machte einen Besuch bei — doch ich will sie lieber nicht nennen,“ unterbrach sie sich, „Du würdest ihr sicherlich feind werden, obgleich sie ohne jede böse Absicht sprach, denn sie weiß ja Nichts von Deiner Verlobung mit Paul.“

„Wenn eine Person Böses von ihm gesagt hat, ist es sicherlich besser, Du nennst sie mir nicht,“ sprach Espérance, deren Lippen zuckten.

„Auch will ich es nicht, sondern Dir nur ganz einfach sagen: diese in Rede stehende Person hat mir positiv versichert, daß Paul — man soll im Allgemeinen dergleichen nicht vor einem jungen Mädchen aussprechen, indessen Du bist Braut und wirst als Frau bald das Leben so gut kennen wie ich — nun wohl denn: man sagt für ganz bestimmt, daß Paul der Geliebte von der Frau seines Chefs ist.“

Espérance fuhr zusammen, dieser Streich kam ihr so unerwartet, dann faßte sie sich und sagte geringschätzig: „Welche alberne Verleumdung!“

„Es wäre unwürdig, wenn er als Dein Verlobter ein solches Verhältnis noch fortsetzte,“ sprach Maman. „Daß er ein solches gehabt hat, glaub' ich, aber daß er noch jetzt auf demselben Fuße mit der Gräfin stehen sollte, dünkt mir doch unwahrscheinlich.“

„Mir dünkt es unglaublich,“ sagte das junge Mädchen mit brennenden Wangen, aber mit kalt wegwerfendem Tone. „Meine Tochter, Du kennst doch nicht die Männer,“ sagte Frau von Wengersky mit Nachsicht.

„Die Männer nicht, aber Paul,“ war Espérance's Antwort.

„Ah ja, Paul ist eine Ausnahme!“ sagte die Mutter, läuft über die Tochter spottend.

„Wenn er's nicht wäre,“ versetzte mit Innigkeit Espérance, „würd' ich ihn lieben, wie ich ihn liebe?“

„Meine Tochter, wir lieben sie nicht, weil sie Ausnahmen sind, sondern sie werden Ausnahmen, sobald wir sie lieben,“ antwortete die Französin mit der sententiösen Concion ihres Volkes, in einem wehmüthigen Rückblick sich und die Tochter in dem Begriff des liebenden Weibes zusammenfassend. So viel es ihrer Natur nach möglich gewesen war, hatte sie an Espérance's Vater geglaubt und ihn idealisirt, um sich dann so bitter in ihm zu täuschen. Sie sah für Espérance dasselbe Schicksal voraus, und das war es, womit sie vor sich selbst die Treulosigkeit zu bemänteln suchte, deren sie sich eben schuldig gemacht.

Denn Paul war in diesem Falle unschuldig wie nur je ein frischgewaschenes Lamm. Nie hatte er sich auch nur mit einem Gedanken an dem häuslichen Glück seines Chefs vergangen, auch klagte Niemand ihn dieses Vergehens an. Das ganze Gerücht war Fabrication Mamans.

Da Espérance unmöglich ihrer Mutter dergleichen zutrauen konnte, so nahm sie Mamans Erfindung als ein wirklich umlaufendes Gerücht an. Als mehr nicht. Es kränkte sie, daß über Paul solche Dinge gesagt werden konnten, aber nicht einen Augenblick zweifelte sie an ihm, sie beschuldigte nur die Welt der Bosheit und der Lüge. Die arme Welt muß sich recht oft unrecht anklagen lassen, gerade als hätte sie nicht schon genug an ihren wirklichen Sünden zu tragen. Espérance geberdete sich ihr gegenüber äußerst erhaben.

In den ersten Tagen nämlich, als die Empörung der Liebenden über „die nichtswürdige Verleumdung“ noch frisch und heiß war, dann sank Espérance's Stimmung wieder auf ihren naturgemäßen Grad, und jetzt konnte der Zweifel wie eine kalte Schlange heranrutschen und sich um ihr Herz herwinden. „Wenn es aber doch so wäre?“ fragte sie sich nun. Wenn es aber doch so wäre? Schreckliche Frage, wo es sich um die Schuld eines geliebten Wesens handelt. Espérance kämpfte oft den ganzen Tag über dagegen, sie zu thun, und that sie dann um so unvermeidlicher am Abend.

Zehntes Kapitel.

Ein friedfertiger Kriegsheld.

Es war ein März morgen, Espérance machte sich das Haar, Maman stöberte in den Zimmern herum. Sie hatte gerade einen ihrer Polizeitage, an denen sie untersuchend in allen Winkeln umherpähte, um etwas zu entdecken, worüber sie lärm erheben könnte. In der Regel fand sie die gewünschte Veranlassung, heute jedoch schien sie keine finden zu sollen: es war Alles in einer ausnahmsweisen Ordnung, in einer Ordnung zum Verzweifeln. Da schloß sie zuletzt in Espérance's Schlafzimmer, welches an das ihrige stieß. Es stand, wie gewöhnlich, halb offen, Espérance durfte nie die Thür ganz schließen, geschweige denn verriegeln. Espérance senkte, diese visites domiciliaires beunruhigten sie stets auf das unangenehmste. Sie dachte: „Hätt' ich mich doch nicht so langsam gekämmt — da wär' ich schon fertig.“ — „Und hätte das Kleid schon an,“ hätte sie hinzusetzen können. Jetzt hing es noch am Nagel, neben der Thür, und die nach außen gekehrte Tasche fiel Maman in die Augen — sie war so voll. „Was hat sie da drinnen?“ fragte sich die mißtrauische Französin. Im nächsten Augenblick stand sie vor der Tochter, die Hand voller Papiere, die sie aus der Tasche geholt hatte. „Was ist das?“ fragte sie mit funkelnden Augen und vor Zorn zitternder Stimme, und hielt der Tochter ein halbes Duzend Briefe hin.

Espérance war zusammengefahren; ihr Herz klopfte hoch auf und dann in Schlägen der Angst weiter; ihre Lippen bebten. Mechanisch fragte sie: „das?“

„Das,“ wiederholte die Mutter.

„Es sind Papiere, Papiere von mir,“ stammelte Fräulein Baronesse, dann that sie, sich plötzlich gewaltig Herz fassend, einen raschen Griff danach und sagte schmeichlerisch: „gib sie mir zurück, Maman.“

Frau von Wengersky machte keine Bewegung, sondern blickte die Tochter nur an. Dieser Blick fiel wie ein Schlag auf die Hand des jungen Mädchens. Machtlos sank sie herab. Die Französin lächelte verächtlich; ihre Verachtung war ehrlich, darum traf sie. Espérance fing an, kindlich zu weinen. „Ich kann doch Nichts dafür, daß ich sie in der Tasche aufheben muß,“ schluchzte sie; „Du gibst mir ja nie Etwas zum Verschließen.“

„Wir haben hier die Probe, was für einen Gebrauch Mademoiselle von einem verschließbaren Möbel machen würde!“ antwortete Frau von Wengersky achselzuckend auf die Beschwärze, zu der Espérance jedenfalls eine wunderliche Zeit wählte. „Ich habe nicht nöthig zu fragen, von wem diese Episteln sind,“ fuhr sie fort und preßte die unglücklichen Papiere so wüthend zusammen, daß Espérance unwillkürlich die Hände ausstreckte, um sie zu schützen. Die Mutter lachte hell auf: „Fürchten Sie Nichts für Ihren Schatz. Er muß zurückgegeben und daher geachtet werden. Sie sind sogar sicher, daß ich ihn nicht entweihen werde, indem ich diese Ergüsse einer so zärtlichen Liebe lese.“

„Weil Du noch immer nicht deutsch lesen kannst,“ schob Espérance erbittert ein.

„Wenn ich wollte, könnt' ich es; Monsieur Paul ist ja berühmt seiner Handschrift wegen,“ antwortete Frau von Wengersky höhnisch, schlug einen der Briefe aus einander und kam wirklich mit dem Entziffern der ersten Zeilen zu Stande: „Geliebte Speranza! Sie wollen, ich soll Ihnen immer wieder schreiben. Warum, Speranza, das Eisen immer aufs neue in der Wunde umkehren, die es schlug, Speranza, warum? Wissen Sie nicht, daß ich Ihnen mit meinem Herzblood schreiben muß, daß — daß Gott mir verzeihe, was für ein Haufen von Abersheiten!“ unterbrach die Leserin sich mit der höchsten Ungeduld. „Warum, Speranza? Speranza, warum? Und um das zu lesen, hintergehen Sie Ihre Mutter, die Ihnen vertraute, und erniedrigen sich in den Augen eines Mannes, der —“

„Mein Gatte sein wird,“ unterbrach Espérance sie mit einem Versuch zur Würde.

„Schweigen Sie,“ rief gellend die Mutter. „Und sagen Sie nicht ‚mein Gatte‘; das sagt die Verlobte eines Gewürzkrämers, eine Demoiselle aus guter Gesellschaft sagt ganz einfach: mein Mann. Aber es ist natürlich, daß Sie nicht länger den Traditionen der guten Gesellschaft gemäß zu sprechen wissen, Sie, die sich zu einer Kammerjungferintrigue herabgewürdigt hat, denn das Erste, was eine verliebte Kammer-

jungfer thut, ist immer, daß sie heimlich schreibt. Nur schreibt sie unorthographisch. Ich hoffe, Sie haben orthographisch geschrieben.“

„Maman,“ jammerte Espérance, „Du willst mich tödten.“ „Nah,“ sagte Frau von Wengersky wegwerfend, „eine junge Romanheldin stirbt nicht so leicht. In jedem Falle wünschte ich vorher zu wissen, von wann diese geistvolle Correspondenz datirt, denn ich glaube annehmen zu dürfen, daß Ihre Briefe in demselben Stil sein werden. Wohlau, Mademoiselle, seit wann schreiben Sie an den Herrn Kapitän: ‚warum, Paul? Paul, warum?‘“

„O mein Gott! mein Gott!“ stöhnte Espérance und wand die Hände.

„Nun?“ fragte die Französin ohne das geringste Mitleid für die Tochter.

„Es war im Winter —“, begann Espérance schluchzend und stöhnend. „Du warst immer so im Born, Du warst mir jedes Mal, wenn Paul zum Thee kam, die achtzig Kreuzer vor, die es an Confect kostete —“ sie konnte vor Weinen nicht weiter.

„Was ich grausam gewesen bin!“ bemerkte die Mutter ironisch. „Und dadurch erwachte bei Ihnen das Bedürfnis, eine Correspondenz zu führen?“

„Ich schrieb ihm eines Tages,“ fuhr Espérance mit stoßweisem Schluchzen fort, „daß ich es nicht mehr aushalten könnte, diese Vorwürfe immer anzuhören, und daß ich ihn hätte, einen Vorwand ausfindig zu machen, um von nun an seltner zu kommen.“

„Man würde mit Freuden für den Geliebten sterben, aber ein Paar verdrießliche Worte der Mutter, die den Kopf voll hat, sind zuviel für die Geduld der liebenden Geliebten,“ sagte die Französin geringschätzig. „Ich kann Ihnen kein Compliment über Ihre Kraft zu lieben machen. Wie nahm denn der Herr Kapitän diese schmeichelhafte Bitte auf?“

„Er verstand mich,“ erwiderte mit plötzlichem Trost Espérance. „Das nächste Mal gab er mir zu verstehen, daß ich in meinem Mantel nachsehen sollte, der im Saale hing, und da fand ich einen Brief, in welchem er mir schrieb, er hätte sich aufs Lido verziehen lassen. Zu Dir sagte er: von nun an könnt' er nur einmal die Woche kommen, und Du entnimmst daraus Gleichgültigkeit von seiner Seite.“

„Und Mademoiselle wußte, woran sie sich zu halten hätte und war deshalb so gelassen über seine seltneren Besuche?“

„Ich wußte, daß er nur meinwillen auf dem kalten Lido saß, wo immer so viel Wind ist, und daß er Nichts that, als mir Muscheln suchen.“

„Und Warum, Speranza? Speranza, warum?“ schreiben,“ ergänzte Maman. „Führt die Manteltasche fort, als Brief-tasche zu dienen?“ fragte sie dann.

„O, Du hast nie geliebt!“ klagte Espérance.

„Auf diese Weise nicht,“ antwortete Frau von Wengersky, die Ironie fallen lassend und hart und kalt sprechend. „Doch will ich Ihre deutsche Art nicht weiter mit Ihnen discutiren, ich frage nur, um zu wissen, wie oft Sie die Leute ins Geheimniß gezogen haben?“

„Wir haben ja nur Menega,“ versetzte Fräulein Baronesse jetzt ihrerseits mit Ironie.

„Es ist wahr — ich vergesse immer, daß ich nicht länger Leute habe,“ sagte die Französin bitter. „Die Vergessenheit der Gewohnheit. Da Sie mich daran erinnern, muß ich meine Frage dahin abändern, wie oft Sie Menega zur Vertrauten gemacht haben?“

„Gar nicht; nur den ersten Brief schickt' ich durch die Alte unten, indem ich ihr sagte, es handle sich um einen Scherz.“

„Gut,“ sprach Frau von Wengersky und wandte sich zum Gehen. Espérance hielt sie zurück. „Maman, was willst Du thun?“

„Sie werden es erfahren,“ versetzte die Mutter. Espérance klammerte sich an sie an: „o Maman, verzeihe uns!“

„Uns!“ wiederholte die Französin mit kurzem Aufschauen.

„Nun, Du verzeihe mir! Ich allein bin Schuld! Maman, sei gut! Ich werde Dich so lieben!“

„Ja, ich kenne Ihre Liebe zu Ihrer Mutter,“ sagte Frau von Wengersky; „Sie haben mir noch soeben überzeugende Beweise davon gegeben.“ Sie machte sich los und verschwand in ihrem Zimmer. Gleich darauf hörte die Tochter sie im Saale laut nach Rudolph rufen.

Espérance blieb in größter Angst zurück. Was würde in diesem Familienconclave zu Zweien über sie beschlossen werden? Freilich, Rudolph war nicht Arthur, indessen erwartete die Schwester auch von dem jüngeren Bruder nichts Gutes. Er war, seit ihm seine Butterspeculation gründlich mißglückt, von der gränlichsten Verbissenheit. Als Paul, seit einigen Tagen vom Lido zurück, vor zwei Abenden erschienen war, um sein officiellcs Theemartyrium auszuhalten, hatte Rudolph sich gegen ihn so unartig stumm betragen, wie noch nie. Espérance durfte nicht hoffen, daß Rudolph ihr Fürsprecher sein werde. Sie strengte sich an, um Etwas aus dem Saale zu erhörchen, aber die Verhandlung mußte in gedämpfem Tone geführt werden: Espérance konnte nicht das Geringste vernehmen, um so mehr, da Herz und Schläfe ihr so heftig pochten. Das Herz besonders; sie hatte in den letzten Monaten häufig an Schmerzen dort gelitten, die fühlte sie jetzt wieder und zwar schärfer als gewöhnlich. Und dabei dieses betäubende, erstickende Sämmern — es war ein schrecklicher Zustand. Auch vergaß Espérance ganz, daß sie noch unangezogen sei; die rechte Hand krampfhaft auf die Lehne des Stuhls gepreßt, von welchem Maman mit den Briefen sie aufgeschreckt hatte, die Lippen halb geöffnet, den Oberkörper halb vorgebogen, stand sie und hestete die großen erwartenden Augen regungslos auf die Thür, hinter welcher Frau von Wengersky verschwunden war.

Wie lange? Das hat sie nie gewußt. In solchen Lagen haben die Minuten mehr oder weniger Sekunden, als sechzig. Endlich wurde die Thür aus dem Saale zu Mamans Zimmer aufgerissen und wieder zugeworfen. Espérance fühlte das wie einen Schlag aufs Herz. Im nächsten Augenblicke war die Mutter bei ihr. Gerächvoll hereinlaufend warf die Französin den Blick eines bösen Triumphes auf die Angestalt des jungen Mädchens. „Noch nicht angekleidet?“ fragte sie. „Mich dünkt doch, es wäre Zeit.“

„Maman, was hast Du Rudolph gesagt?“ flüsterte mit trocknen Lippen Espérance

(Fortsetzung folgt.)

Renaissance-Salon im Schlosse Osterstein in Thüringen.

In der vorliegenden Abbildung geben wir das Ensemble eines ganzen Salons, der in allen seinen Theilen im Stile der französischen Renaissance hergestellt ist. Er bildet einen Theil der Empfangsräume des Schlosses Osterstein in Thü-

ringens mittelalterliches in schwerem Mauerwerk aufgeführtes Bauwerk, hatte durch Witterungseinflüsse und Kriegsverwüstungen in seinem inneren Ausbau sehr gelitten und der zu renovirende Salon bot nichts weiter, als einen viereckigen nackten Raum, mit drei eine herrliche Fernsicht gewährenden Fenstern über dem Hauptportale; in Folge der Senkung des Mauerwerks befanden sich Fußboden wie Decke nicht mehr in richtiger horizontaler Lage. Dadurch wurde der die Decke in zwei

ornamentale Malereien wie die Decke. Die Wände sind mit rothseidenem Damast, Muster Henri II. (von dem Hause Herrmann Gerson geliefert), bespannt. Die Kaminbekleidung besteht aus goldgelbem Marmor (jaune de Sienne).

Ehe wir zu den Möbeln übergehen, sei noch auf die Art der Heizung aufmerksam gemacht. Der Ofen steht in einer Nische der Wand, wird von außen geheizt und ist durch Spiegel und Consoletisch vollständig gedeckt; die Rückwand

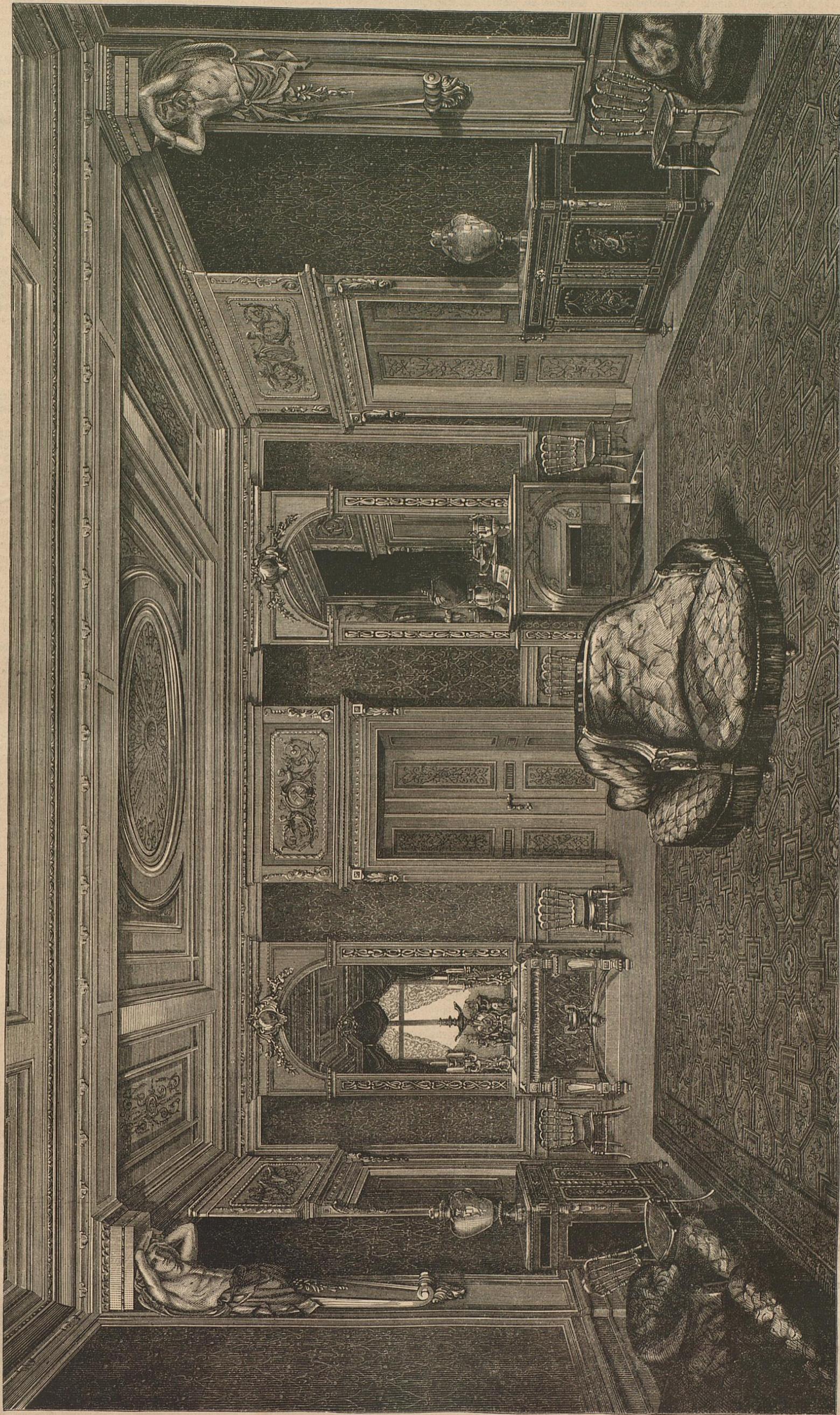


Kinderbeichte. Originalzeichnung von Hermann Kaubach.

ringen bei Gera, Residenz des Fürsten Reuß j. L., welcher seit dem Antritt seiner Regierung die Restauration des Schlosses in kunstfertigster und kunstverständigster Weise unternommen und von Jahr zu Jahr weiter ausgedehnt hat. Die betreffs stilvoller Einrichtungen eines weiten und begründeten Rufes genießende Firma Ferd. Vogts & Co. in Berlin wurde mit den Restaurations-Arbeiten betraut, und auch dieser Salon nach ihrem Entwürfe durch deren technische Meisters vollständig ausgeführt. Das Schloß Osterstein, ein

Hälften theilende Unterzug bedingt, welchen jetzt zwei Caryatiden — Jugend und Alter — tragen. Jede dieser Hälften ist durch eine weitere Holzconstruktion wiederum dreifach getheilt; den mittleren, größeren Theil schmückt eine runde Cassette. Die Flächen der Deckenfüllungen sind durch graubis blauschattirte Arabesken-Malerei auf röthlich-weißem Grunde decorirt; die gesammte Holzeinfassung, ebenso die Wandtäfelung ist in gebrochenem Weiß mit Gold getönt; die Thüraufsätze, wie die Thüren selbst, zieren ähnliche

ist mit einem verzierten Gitter versehen, das den Zugang der kalten Luft des Raumes zum Ofen vermittelt, welche durch die Seitengitter des Spiegels alsdann erwärmt wieder auströmt. Der Kamin auf der anderen Seite ist ebenfalls heizbar und hat ein hinter dem Spiegel angebrachtes Röhrensystem zur Herstellung der Luftcirculation. Die Spinden rechts und links sind mit verschiedenen Hölzern eingelegt, nach den besten Renaissance-mustern construirt und mit Platten von derselben Marmorart wie der Kamin belegt. Sämmtliche



Renaissance-Salon im Schlosse Oesterlein in Thüringen.

Entworfen und ausgeführt von Ferd. Bogts & Co. in Berlin.

Stimmeln, mit Ausnahme der Goldstüchlein, sind überpolstert; das Mittelpat, aus drei kleinen, auseinanderzunehmenden Sophas bestehend, enthält in seinem Centrum einen kleinen Blumentisch. Ein Velourteppich, hellgrauer Fond mit blau und goldgelben Arabesken, bedeckt den Fußboden. Die Gardinen, aus rothseidenem Damast, sind mit eleganten Franzen, Quasten und Guimpen von derselben Farbe besetzt. Die Sälen erhalten zur Abendzeit Lampeneinlage; außerdem wird der Salon durch zwei große dreiflüchtige, an den Fensterpfeilern aufgestellte Candelaber glänzend beleuchtet. An diesen Salon schließt sich ein zweiter Salon mit Eichenholztäfelung und Stoffmalerei auf Leinwand, und neben letzterem befindet sich ein großer prachtvoller Gobelin Salon, den wir als zweites Blatt einer Serie vollständig decorirter Räume zu bringen uns vorbehalten.

Ein Besuch der Vogt'schen Geschäfts-Localitäten (Berlin, Französische Straße 43), die eine reiche Ausstellung stil- und geschmackvoller Arbeiten für decorative Zwecke bieten, empfiehlt sich Allen, die der „Kunst im Hause“ ihr Interesse zuwenden. Sämmtliche in das Decorationsfach einschlagende Artikel, die Möbel-, Polster-, Schnitzarbeiten u. werden in den umfangreichen Vogt'schen Fabrikräumen (Berlin, Alte Jacobsstraße 18 und 19), nach Entwürfen des Chefs, unter Leitung deutscher und französischer Techniker hergestellt und vereinigen deutsche Solidität mit französischer Eleganz.

Das Bildungsinstitut für Offiziers-Töchter in Hernalz.

Noch gemahnt ein weitgedehnter schattiger Garten im Wiener Vororte Hernalz mit einem im besten Renaissance-stile gehaltenen Gebäude, einem ehemaligen Jagdschloßlein der Kaiserin Maria Theresia, an die Tage, da die lebensfrohe Monarchin mit ihrem glänzenden Hofstaate hier unmittelbar vor den Thoren der Residenz im dichten Forste „Diana der Jägerin“ opferte.

Wo vor hundert Jahren das Hofleben der „mannes-muthigsten Frau auf dem Throne“ sich am üppigsten entfaltet hatte, wo nach frischem, fröhlichem Waidwerk bei heiterem Mahle, bei Spiel und Tanz die Damen und Cavaliere sich trotz der steifen Toilette „lebhaft amüßten“ hatten, kreist heute an hunderten von pennsylvanischen Mündlichen der Becher mit dem „höchsten Henrigen“, den hier unter den alten Linden ein erfinderischer Gastwirth kredenzt, wobei sich zugleich das Wiener Volksleben in seiner ganzen Originalität und buntesten Vielfältigkeit entfaltet.

Einige Schritte weiter vorwärts in der Hauptstraße desselben Vorortes, der heute mit seiner Häusermasse an Stelle des früheren Hofvorortes vom Fuße des Kahlengebirges bis an die Steiner Linienwälle von Wien heranreicht, und wir stehen vor der wohlverschlossenen Pforte eines mächtigen mit zwei Fronten nach zwei Straßen zu gelegenen „kaiserlichen königlichen“ Institutsgebäudes.

Dem daß es ein k. k. ärarischer Bau, daß es zudem ein Institutsgebäude ist, können diese „Facades“ keinen Augenblick verleugnen.

Es ist das Hernalzer Offizierstöchter-Bildungsinstitut, das in den letzten Wochen so vielfach genannt wurde, hat doch die Kaiserin von Oesterreich durch ein Handschreiben an ihre beiden Mütter, die Erzherzoginnen Marie Rainer und Klotilde geb. Prinzessin Coburg eine das ganze Reich in das Interesse ziehende Sammlung angeregt, durch deren Ergebnis (bis heute schon über 200,000 fl.) diese Stiftung Kaiser Josef II. und seiner Mutter um ein Beträchtliches erweitert werden soll.

Das Institut feierte am 21. December vergangenen Jahres zugleich mit dem Christbaumfeste und mit dem Geburtstage der jetzt regierenden Kaiserin von Oesterreich das Jubelfest hundertjährigen Bestehens.

Im Jahre 1775 in der alten schon im Nibelungengliede genannten Bischofsstadt St. Pölten errichtet, wo es im Graf Lasberg'schen Hause eine Stätte fand, wurde das Institut zehn Jahre später nach Hernalz, dazumal „Hernalz“ genannt, verlegt. Während damals die Zahl der Zöglinge sich auf vier- undzwanzig beschränkte, beträgt sie heute beinahe das Vierfache, und doch ist damit lange noch nicht den gleichberechtigten Ansprüchen der Aufnahme Heischenden genügt.

Das stattliche Gebäude wurde im Hinblick auf die bevorstehende Erweiterung des Institutes im Auftrage des Reichskriegsministeriums, dessen 6. Departement die Stiftung untergeordnet ist, durch die Militär-Baudirection restaurirt.

Die Steinfliesen der langen Corridore sind spiegelblank, über den Thüren, die sich mit ihrem braunen Anstrich von den blendend weißen Wänden scharf abheben, lesen wir die Bestimmung der einzelnen Gänge als: Küche, Dienerkammer, Speisesaal, Sprechsaal, Lehrzimmer, Schlafzimmer, Prüfungssaal, Vorsteherinnen-Wohnungen u. c.

Treten wir in ein Lehrzimmer der höheren Klassen! Da gewahren wir an vier bis fünf Reihen Tischkästen (nach dem Modell Morell's) eine kleine Schaar blühend aussehender Mädchen im Alter von 15—17 Jahren, Brünnetten und Blondinen in allen Nuancen, alle aber trotz der Mannigfaltigkeit der Erscheinung durch die „Uniform“ sozusagen Eins.

Sie tragen grüne, schwarz gestreifte Wollkleider, die bis an den Hals reichen, und sind fast ohne Ausnahme, Dank der wohlgeordneten Lebensweise und sorgfältigen Körperpflege, gesundheitsfrohe Erscheinungen, wie solche in den Großstädten leider immer seltener werden.

Und nach dem alten Spruche des Lateiners: „In corpore sano mens sana“ zeigen die Zöglinge dieses vortrefflich geleiteten Institutes, dessen Obervorsteherin eine Dame in des Wortes edelster Bedeutung, auch einen hellen, munteren, frischen Geist.

Es ist eine wahre Freude, einer Unterrichtsstunde bei diesen Mädchen beizuwohnen, die namentlich den modernen Wissenschaften, den Sprachen und den Naturwissenschaften ein reges Interesse entgegenbringen.

Pädagogik, Geschichte, Literatur, Tanzen, Musik, Turnen, weibliche Arbeiten u. s. w. u. s. w. Dies alles ist in den Lehrplan des Institutes aufgenommen, das sich als eine große, in sich abgeschlossene Familie betrachten läßt.

Im Alter von 8—10 Jahren tritt das Mädchen, dem die Aufnahme zu Theil wird, in die Anstalt, um bis zum 18.,

höchstens 20. Jahre seine Erziehung darin zu vollenden. Dann treten die Zöglinge selbst als Erzieherinnen in wohlhabende Familien, behalten aber das Recht, nachdem sie sechs Jahre als Erzieherinnen thätig gewesen, bei eintretender erwiesener Mittellosigkeit oder Erwerbsunfähigkeit eine Pension von 200 fl. ö. W. zu beanspruchen.

Außerdem genießen die Zöglinge das Recht, ohne Caution sich mit Offizieren zu verheirathen, wodurch dieselben die weitere Begünstigung erlangen, für den Fall des Wittwenstandes von Seiten des Staates eine Pension beanspruchen zu können. Beim Austritt aus dem Institute erhält der Zögling eine entsprechende Ausstattung, wofür das Aerar 250 fl. bezahlt. Mit dem Austritt aus einem Dienste besorgt die Obervorsteherin einen andern Dienst. Für die Zwischenzeit bietet das Institut eine Zufluchtsstätte!

So bildet die Anstalt stets und für das ganze Leben Denjenigen, die einmal einen Fuß über die Schwelle gesetzt, ein freundliches Heim, ein sicheres Asyl. Mit beispielloser Anhänglichkeit sind denn auch die Zöglinge dem Institute zugehörig, und man muß nur eine Stunde nach dem allgemeinen Empfange der Verwandten und Bekannten im großen Sprechsaale wieder mit den jungen Mädchen allein zugebracht haben, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß sie bei aller Liebe zu den Ihrigen das Haus in Hernalz als ihr trauestes Heim betrachten!

Deshalb war auch das Jubelfest, das man dort, wie schon angedeutet, am 21. December, am Geburtstage der zweiten Gründerin, der Kaiserin-Königin Elisabeth, beging, ein wahres Festenfest für die schmucken Insassinnen.

Es war zwar Mittagsstunde, aber der große Sprechsaal wurde dem Tageslicht verschlossen, und als nach der kurzen officiellen Jubelfeier im prächtig mit Kriegstrophäen des Arenal's geschmückten Prüfungssaale sich der Mädchenchor die Thüren nach dem „Gabentempel“ öffnete, strahlten Hunderte von Kerzen am Weihnachtsbaum und warfen ihren Schein auf die Fülle der Geschenke, die, von weit und breit gesandt, in buntem malerischem Durcheinander auf zwei großen Laug-tischen ausgebreitet lagen.

Und die fremden Gäste, die zu der Feier geladen waren, die vornehmen Damen, die Minister, Generale und Offiziere, die Deputationen der Vereine und Körperschaften, mit einem Worte alle Freunde und Gönner der Anstalt konnten sich in diesem einen Momente besser als sonst durch Jahre vielleicht davon überzeugen, wie die Grundtendenz der Stiftung: den Töchtern unserer Tapferen die Wohlthaten und Freuden eines idealen Elternhauses zu bieten, zur schönen That geworden!

Und so werden denn diese jungen Wesen eins der köstlichsten Güter, der Familiensinn, hüten und pflegen, wenn sie in edlem Hause als Erzieherinnen wirken.

Paul von Radics.

Blumenorden und Blumenspiele.

Von Eufemia v. Rudriassky.

Die Blumen- und Pflanzenwelt, welche so innig mit dem Menschen, seinem Haushalt, seiner Architektur, Kunst und Industrie verbunden, die ihm bei heitern Spielen und Festen ein fast unzertrennlicher Schmuck ist, und wenn er dahingegangen, in sinniger Weise von seinen Lieben zur treuen Erinnerung auf seinen Sarg und Grabhügel gelegt wird, diese herrliche Welt ragt auch in manche Wissenschaft, in manche Gebräuche hinein, welche sie zu ihrer Standarte, zu ihrem Emblem gewählt haben. Wenn die Heraldik uns in vielen Wappen den Baum, den Zweig oder die Blüthe zeigt, wenn die Träger der Abzeichen und Devisen aus dem Grunde, weil sich ein bedeutender Spruch damit in Beziehung bringen läßt, in der Pflanzenwelt ihre Sinnbilder wählten, so begegnen wir dieser auch bei den Orden, nicht so sehr jenen glänzenden Auszeichnungen des Verdienstes, welche sich jedoch nicht ganz von ihren Einflüssen losfagen konnten — ich erinnere nur an den Lilienerden und den Rosenorden — als vielmehr in jenen Verbindungen, Gesellschaften oder Genossenschaften, die sich den Namen Orden beilegen, ihre Embleme und Denkprüche wählten, ein bestimmtes Ziel im Auge hatten und gewisse Statuten für ihre Mitglieder feststellten.

Schon die Römer feierten zu Ehren der Göttin Flora im April und Mai beim Erwachen der Blumenwelt Festlichkeiten, welche unter dem Namen der Floralien bekannt waren. Daß die Geschenke der Göttin, die Blumen, die vorzüglichste Rolle dabei spielten, versteht sich von selbst. Alles trug Kränze und bekränzte die Häuser, die reich besetzten Tische, und die von würdevoll singenden Menschen angefüllten Plätze. Außerdem boten junge Mädchen den Augen der Menge ein ergötzliches Schauspiel, indem sie in einem der Flora geweihten Circus Tänze anstellten und scherzweise furchtame Hasen und schüchterne Hühner jagten. Durch solche heitere Ehrenfeier suchte man sich die Göttin wie eine zweite mächtige Ceres geneigt zu erhalten, damit sie Mißwachs abwende und die Blüthe der Natur segne. Diese Art der Blumenhuldigung gehört aber mehr in das Bereich der Volksfeste, — jeder konnte daran Theil nehmen, und die Dauer war eben nur auf eine besondere Zeitperiode beschränkt. Hier jedoch soll von den Blumenspielen und Blumenorden gesprochen werden, und zwar will ich die drei interessantesten hervorheben, welche in ihrem Bestreben ein und dasselbe Ziel verfolgten und die Reinheit und Reform der Sprache, sei es in Prosa, sei es in gebundener Rede, als Zweck betrachteten. Es sind die jeux floraux von Toulouse, der Palmenorden, auch die fruchtbringende Gesellschaft genannt, und der Pegnitzer Hirtens- oder Blumenorden, von denen der erste und letzte noch jetzt, wenn auch in veränderter Form besteht. Schon im XIV. Jahrhundert waren die jeux floraux in Toulouse im Gange, denn im Jahr 1323 erschien ein Circularschreiben in Versen aus der edlen und königlichen Stadt Toulouse an die Dichter der Langue d'oc, um sie zur Einleitung von Gedichten oder zur persönlichen Erscheinung aufzufordern. Die sieben Gelehrten, welche diese poetische Genossenschaft bildeten, boten als Preis für die beste poetische Arbeit ein goldenes Beilchen, welches sie: La joie de la violette nannten. Die sehr zahlreiche Versammlung fand in einem Garten zu Toulouse, le jardin de la gaie science (Garten der heitern Wissenschaft) statt. Da es nöthig wurde, auch geringere Preise auszusetzen, ließ man eine wilde Rose,

eine Ringelblume und eine Nelke aus Silber verfertigen und gab sie den im Rang nächstbesten Verfassern von Gedichten zur Aufmunterung. Sobald man außergewöhnliche Feste feierte, wurden auch außergewöhnliche Preise vertheilt, das Hauptfest fiel aber stets auf den 3. Mai und wurde la fête de la violette genannt. Die Gesetze, welche der Orden aufgestellt, erinnern sehr an die Statuten der Meisterfänger. Die Frauen waren von der Concurrenz nicht ausgeschlossen, bekamen aber nur dann Preise, wenn sie nebst ihrem dichterischen Talent auch von großer Sittenreinheit waren, und der Preis hieß mit der allgemeinen Benennung une joie, der Beifügung: Mainteneur du gai savoir, d'amours, ou du jeu d'amours. Es war nicht gestattet, daß der Schiedsrichter die Fehler in den Arbeiten schriftlich verbesserte; er durfte sie nur mündlich andeuten.

Ein zu erlangender Grad war der des Baccalaureus und das ertheilte Decret mit acht französischer Courtoisie sehr blumenreich verfaßt:

„Den Gelehrten, Verschwiegenen, Aufrichtigen, Freien und Verständigen, deren Herz heiter, treu und wahrheitsliebend ist, desgleichen jenen, welche diese Zuschrift in Augenschein nehmen: Gott zum Gruß und langes Leben zu jeder Zeit; jenen aber, die groß, tapfer, loyal sind, die das Recht lieben und die Welt verteidigen, Ehre und demüthige Begrüßung. So haben wir sieben Aufrechter der heitern Gesetze der Liebe, hier in unserer edlen Stadt Toulouse, am Tage des h. Kreuzes im Monat Mai, und in Gegenwart einer großen Anzahl heiterer Dichter, den — N. N. in der heitern Wissenschaft geprüft, seine Antworten richtig befunden und seinen Eid, so wie sein Versprechen, die Gesetze und die Blumenpreise der heitern Wissenschaft zu ehren und zu achten, entgegengenommen.“

In Folge dessen haben wir ihn, in Gegenwart unseres Kanzlers, zum Baccalaureus ernannt, nachdem er schon als Ehrenzeichen eine joie — folgt der Name — empfangen hat. Schenket ihm Glauben, wenn er öffentlich unsere Gesetze der Liebe verlesen wird, ohne jedoch darüber sein Urtheil abzugeben, denn seine Macht erstreckt sich nicht so weit.“

Auch in ihren Christen, die ja selbstverständlich sehr poetisch verfaßt sind, nennen sie ihre Versammlungen „einen geistigen, poetischen Garten“ und enden ihr Edict: „In diesem Garten wurden die folgenden Briefe und Schriften geschrieben, dictirt und veröffentlicht, hier in der edeln getreuen, loyalen, reichen und gnädigen Stadt Toulouse. 1356.“

Gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts wurde das edle Metall, das Gold, nicht mehr zur Herstellung des Beilchens verwendet. Die goldene joie hatte sich in eine silberne verwandelt, und es wurden nur silberne Blumen vertheilt, wobei aber das Gewicht auf eine feine Mark für zwei Blumen festgesetzt blieb. Erschien ein Dichter persönlich, so mußte er seine Arbeit an Ort und Stelle machen, damit kein Unter-schleif möglich war.

Leider wurden im Jahre 1484 die Dichterkämpfe und Feste, sei es wegen der Verheerungen, welche die Pest anrichtete, sei es aus Geldmangel oder sonst einer Ursache, aufgehoben, bis sich in der Mäcenatin der jeux floraux, der berühmten Clemence Faure eine Retterin fand. Sie, die reiche Bürgerin, welche in strengster Sittenreinheit unvermählt in Toulouse lebte, führte die Spiele und Feste wieder ein und bestritt die Kosten aus eigenen Mitteln. Ihrer Aufopferung wurde vielfacher Lohn. Die Mitglieder der Genossenschaft und auswärtige Dichter stimmten die Leier zu ihrem Lobe; man errichtete ihr mehrere Bildsäulen, von denen auch eine ihr Grab ziert, welche man nach ihrem Tod von einer Nische des Rathhauses dahin versetzte. Das Haupt mit Blumen gekrönt, hält sie in den gefalteten Händen die vier Preisblumen der Genossenschaft. Ihre Grabchrift, die leider nicht den Todestag bekannt gibt, galt zugleich als ihr Testament.

(Schluß folgt.)

Unsere Illustrationen.

Das Bild des Malers Simmonds verjetzt uns in die Krankenstube einer Schwarzwalder Bäuerin. Es ist der Hochzeitstag ihres Sohnes. Im Hause der Braut sind die Kränze und Gäste schon versammelt, im blumengeschmückten Kirchlein zündet der Küster die Kerzen an, und auf dem Chor prädicirt der Lehrer für sich auf der Orgel. Das Brautpaar aber begibt sich zur Kranken, Gelähmten, die nur im Geiste dem Zuge folgen, des Geistlichen Segensworte hören wird. Arme Mutter! Doch nein, der Maler gab ihr nur den Ausdruck freudiger Rührung. Allen Umständen nach kann sie mit der Wahl des Sohnes zufrieden sein. Hier sprach beiderseits das Herz, und wenn sie aus dem Fenster sieht, kann die Greisin den stattlichen Hof der Schwiegereltern sehen. Allein nicht an diesen materiellen Vortheil denkt sie jetzt; obwohl sonst eine durchaus praktische Bauersfrau, ist sie in dieser Stunde ganz Idealistin: Liebet einander, sagt sie, und Ihr werdet glücklich sein! — Das Bild, Rinderbeichte, von Hermann Kaulbach, dem Sohne des großen Meisters, stellt eine Gruppe Knaben und Mädchen dar, wie sie voll Eifers im Grunde des Herzens nach Fehl und Sünde suchen. Wie zerknirscht und bußfertig sind sie, und aber wie anders, ach, wie anders ist die Gottesfurcht, die Reue des Mannes zur Linken! Auch den Beschauer, dem die Beichte nicht als Sacrament gilt, wird das Bild geistig anregen und künstlerisch befriedigen.

Der erste Subscriptionsball im Berliner Opernhause.

Wirklich schon jedes größere Ballfest elektrisirend auf jugendliche Herzen, um wieviel mehr der durch seinen Glanz alle ähnlichen Feste überstrahlende, die Gite der Gesellschaft vereinigende Subscriptionsball! Die zauberische Pracht des Nischenalles mit den frischen spendenden Fontainen und duftenden Blumen, sowie das interessante Ceremoniell des Aufganges der Alerhöchsten Herrschaften sind schon so häufig und eingehend geschildert, daß ich der Beschreibung, diese blendenden Eindrücke zu fixiren — wenn auch mit Behauern — widerstehe, um mich sofort meiner Aufgabe als Modeberichteratterin zuzuwenden. Wie die Tage einander folgten, ohne sich zu gleichen, so die Toiletten der früheren und heutigen Mode, deren Charakter und Reichthum sich auf keinem anderen Feste in gleicher Weise entfalteten. Toiletten in gedämpften Farben und in harmonisch abgetönten Zusammenstellungen waren vorherrschend, während ihre Formen eine wünschens-

werthe Einfachheit anzustreben scheinen, aber trotz den enganschließenden

Die für Vesper so bedrohlich dichte Menge theilend, erschien die hohe Gestalt des General-Intendanten mit der Oberhofmeisterin der Kaiserin an der Spitze des den Rundgang durch den Saal beginnenden königlichen Zuges; ihn eröffnete der Kaiser, die Frau Kronprinzessin führend, deren anmuthige Gestalt durch die anstehende Kuraftalle aus weißem Atlas, mit Vorhären von Brillanten, noch mehr hervorgehoben wurde. Der Hof aus gleichem Stoff war durch Spitzen, weiße Blüten und Brillanten garnirt. Das Haar der hohen Frau schmückte ein Diadem von Brillanten und weißen Blüten, den schönen Hals das viel bewunderte Perlen-Kollier. Es folgte der Kronprinz, Ihre Majestät die Kaiserin führend, deren impolante Erscheinung die märchenhafte Pracht der Toilette aus cremefarbenem und lichtblauem Seidenstoff, mit dunklen Blattkranten garnirt, zur vollen Wirkung brachte. Ein Lichtmeer funkelnder Brillanten strahlte vom Haupt und Hals der Kaiserin. Die Frau Prinzessin Karl erschien in einer Robe aus weißem Atlas, im Haar einen Kranz von Narzissen, über einem Diadem von Brillanten und Smaragden. Aus gleichen Juwelen bestand das Collier und die Garnirung der Taille. Die Toilette der Prinzessin Friedrich Karl, ebenfalls aus weißem Atlas und golddurchwirkten Spitzen arrangirt, wurde durch Girlanden von Maiblumen und lichtgrünen Blättern vervollständigt. Sterne von Brillanten funkelten im Haar inmitten eines Kranzes von gleichen Blüten. Die jugendlichen Prinzessinnen Töchter der hohen Frau erschienen in Roben von mattrosa Atlas, mit Draperien von gleichfarbigem Tüll und Tuffs heller Rosen garnirt.

Bei den Toiletten der eleganten Damenwelt war der durch seine wunderbaren Vichresse so wirkungsvolle Atlas bevorzugt, und zur Vervollständigung einzelner Toiletten mit Damast-renaissance, oder bei jugendlichen Arrangements mit Tüll, Turlatan etc. vereint; außerdem sah ich viele aus der erigenannten Stoffart gefertigte Roben, deren Auspus aus dem werthvollsten Material, breiten Points, bestand.

Die fast allgemein acceptirte, hinten geschlossene Kuraftalle war entweder mit Schürzen oder mit Knäpfen versehen. Anschließende, in Prinzessform geschnittene Ueberkleider zählten zu den Ausnahmen, wirkten aber, da sie nur für schwere Stoffe und nur für besonders elegante Gestalten geeignet sind, sehr düftig. Für Ball- und Gesellschaftstouletten haben willkürlich geordnete Draperien die Tunita verdrängt, umso mehr, da mehrere Gelegenheiten bieten, sehr schlanke Erscheinungen durch wagerechte Arrangements vollständiger, starke Figuren durch senkrechte Garnirungen schlanker erscheinen zu lassen.

Weiß, Creme, Mattrosa und Hellblau erwiesen sich auch bei diesen Toiletten-Touren als die bevorzugtesten Farben. Im Allgemeinen waren einfarbige Toiletten vorherrschend; Anordnungen von mattrosa Großgrain mit cremefarbenem Damast, seve-blauer Falte mit forstbraunem Sammet, oder orange-gelbem und braunem Atlas zählten zu den Ausnahmen, aber nichtsdestoweniger zu den elegantesten Toiletten.

Neben den genannten schwereren Stoffen behauptete sich die leichte mit Gold oder Silber durchwirkte Gaze (letztere vorherrschend), ebenso Tüll- und Turlatanroben für die Jugend, und zwar in glücklicher Zusammenstellung mit Kuraftallen aus Atlas oder Seidenstoff von gleicher Farbe.

Von den Toiletten-Blumen läßt sich behaupten, daß ihre Vollkommenheit nicht mehr mit dem Epitheton „naturgetreu“ ausreichend bezeichnet wird, da in der That die Natur weder in Form noch in Farbe derartige Wunder hervorbringt. Schneebälle mit rosigem oder bläulichem Hauch, von welchen Stielen herabhängend, weiße Marqueteries mit goldenem Keld, zarte Schneeglöckchen, vereint mit dunkelgrünem, emailirt erscheinendem Ephen, dunkelrother Wahn zwischen goldenen Gräsern, sowie mannigfach schattirtes Laub mit goldenen Beeren theilen ihre Herrschaft mit den jederzeit beliebtesten Rosen in allen Farben und Formen. Büschelartig gebundene Silberfäden mit farbigen Blumen sind mit Recht beliebt, wurden aber nicht selten zu 25 bis 30 Cent. langen Silberfransen getragen, deren unruhiges, wildes Flimmern jede Bewegung begleitete und deshalb geeigneter für Masken-collime erscheint, als für derartige Toiletten.

Für das Arrangement der Blumen bleibt die Draperie der Toilette maßgebend, an welcher aber einzelne Tuffs, bald fortlaufende Guirlanden oder franzosenartig gebundene Blüten angebracht werden. Die letzterwähnte Garnirung begrenzte nicht selten den Ausschnitt der Taille sowie die querlaufenden Schärpes des Hodcs.

Einfach und dennoch elegant wirkten Roben mit fächerartig angelegter Schleppe. Eine rosa Falte-Robe, mit Ueberkleid in Prinzessform aus gleichfarbigem Damast, welches, vorn bedeutend länger als hinten, die Gestalt fest umschloß, war mit Fächerleppe arrangirt und mit Kolenguirlanden garnirt. Eine dieser Blumenranken kreuzte die Brust von der rechten Achsel bis zur linken Hüfte, die andere begrenzte das hinten geschürzte Ueberkleid am unteren Rande.

Für den feineren Geschmack der Verirrungen des Geschmacks will ich noch eine im Uebrigen distinguirte Toilette aus cremefarbenem Damast, mit kostbaren Spitzen besetzt, erwähnen, welche in extravaganter Weise mit großen Büscheln von Schiefblatt — und zwar in großen Exemplaren, deren Schönheit mir an einem entsprechenden Platz Bewunderung abgenötigt hätte — garnirt war.

Veronika v. G.

Rabbi Raschi.

Eine jüdische Erzählung von M. Goldschmidt.*)

Rabbi Raschi lebte im elften und zwölften Jahrhundert (1040—1105) und war in Troyes in Frankreich geboren. Sein Name wird heute noch neben dem des berühmten jüdischen Gelehrten Maimonides mit großer Ehrfurcht genannt. Er schrieb einen Commentar zu Thora**) und zu mehreren Propheten, sowie eine Erklärung zum Talmud***), ein wahres Kleinod, ohne welches man jenes dunkle Buch rabbinischer Weisheit nicht würde verstehen können. Außerdem war Rabbi Raschi ein großer Mathematiker und ein außerordentlich frommer Mann.

Als Rabbi Raschi alt geworden war, wünschte er zu wissen, wen er zu seinem Gesellschaftsbruder im Paradiese haben sollte; denn es fiel ihm natürlich gar nicht ein, auch nur einen Augenblick daran zu zweifeln, daß ein so gelehrter und rechtshaffener Mann, der niemals die Ceremonien überschritten hatte, in Edens Garten auf einem goldenen Stuhle mit einer Perlenkrone auf dem Haupte sitzen und sich an der Herrlichkeit Gottes sättigen werde. Aber er wollte doch gern wissen, mit wem er zusammen an demselben Tische sitzen müsse (denn die Frommen sollen paarweise sitzen). Nachdem er gefastet und lange gebetet hatte, offenbarte sich auch Gott vor ihm in einem Traum und theilte ihm mit, daß sein zukünftiger Kamerad Abraham ben Gerson, mit dem Beinamen Zabit, in Barcelona sein werde.

Als Rabbi Raschi dies in Erfahrung gebracht hatte, verspürte er große Reue, die Bekanntschaft seines zukünftigen Nachbarn schon in diesem Leben zu machen, und begab sich in Folge dessen auf den Weg nach Barcelona. Er malte sich

im voraus das Aussehen seines Freundes im Paradiese aus: ein mageres, blaßes Gesicht, tiefliegende Augen, langer Bart, krummer Rücken, zitternde Beine, ein Mann, der Tag und Nacht das Gesetz studirt, gefastet und gebetet habe; denn nur ein solcher verdiene den Beinamen Zabit (der Fromme).

Wie groß war daher Rabbi Raschi's Verwunderung, als er nach Barcelona kam und keinen Abraham Zabit fand. Zwar waren Mehrere durch diesen Zunamen geehrt worden; aber sie hießen nicht Abraham ben (Sohn) Gerson. Endlich fragte er, ob denn nicht in der Stadt ein Mann wohne, der Abraham ben Gerson heiße?

„Wie,“ rief man, „meint Ihr Don Abraham, den Reichen? Wie kommt ein Mann wie Ihr dazu, nach einem solchen Heiden zu fragen, der alles thut, was Gott verboten hat? Das ganze Jahr kommt er in keine Synagoge, und dazu speist er Unreines! Den wolltet Ihr besuchen, Rabbi Raschi?“

„Das ist ein schöner Kamerad, den ich haben soll,“ dachte der Rabbi bei sich, aber begab sich dennoch auf den Weg zu Don Abraham.

Als der Rabbi vor Don Abraham's Wohnung stand, erstaunte er sehr, denn dieselbe bestand in einem nach allen Regeln der Baukunst erbauten Palast.

„Ist das eine Wohnung für einen Sohn unseres Volkes?“ jagte der Rabbi und schüttelte den Kopf. Aber sein Erstaunen und Unwille wuchs, je weiter er kam. Diener in goldgestickter Livree liefen hin und her, vornehme Herren und Damen gingen und kamen, prächtige Karossen rollten donnernd in den Vorhof, alles war in Bewegung und zeugte von einem lustigen Leben. Es fehlte wenig daran, und der Rabbi wäre unverrichteter Sache wieder umgekehrt. Nur in der Hoffnung, abgewiesen zu werden und vor dem Herrn Zebaoth eine Entschuldigung zu haben, redete er einen Diener an; allein derselbe führte ihn mit der größten Höflichkeit über eine breite marmorne Treppe in ein reich ausgestattetes Gemach, wo er ihn zu warten bat, während er ihn bei Don Abraham melden wollte.

„Es geht doch sonderbar zu in dieser Welt. Hier lebt ein schlechter Jude, ein Verächter des Gesetzes, in königlichem Glanze; an anderen Orten sah ich fromme, gottesfürchtige Männer mit der bittersten Noth kämpfen, in Elend und Unterdrückung schmachtend. Wozu brauchen diese reichen Menschen ein Paradies, da sie es bereits hier auf Erden genießen? Wenn auch der Praefur in den Himmel kommt, wozu nützt dem Frommen die Entzagung?“

Da wurde die Thür geöffnet, und ein hoher, schöner Mann trat dem Rabbi entgegen.

„Ich fühle mich hoch geehrt durch den Besuch des berühmten Rabbi Raschi,“ jagte er; „erweiset mir die Freude, Euch längere Zeit als meinen Gast behalten zu dürfen.“

Der Rabbi wurde ob dieses Empfanges so verwirrt, daß er anfangs keine Worte zu finden vermochte.

Der freundliche Wirth bemerkte seine Verlegenheit und jagte:

„Ihr wundert Euch gewiß über diese Pracht in einem jüdischen Hause.“

„Nein,“ rief der Rabbi aus, „nicht über den Reichtum wundere ich mich, ebenso wenig über die Pracht, aber darüber, daß Ihr dem Geber so ganz und gar nicht dankt, daß Ihr —“

„Ah, jetzt weiß ich, worauf Ihr abzielt, lieber Rabbi,“ unterbrach ihn der Mann mit lächelnder Miene; „aber spart Euer Bemühen. Ich habe nun einmal meine Lebensweise gewählt und bitte Euch, einige Zeit hier zu bleiben, um dieselbe recht aufmerksam zu beobachten. Morgen ist die Hochzeit meiner Tochter, seid beim Feste gegenwärtig.“

„Die Hochzeit Eurer Tochter? Ihr habt wohl einen reichen Schwiegersohn?“

„Nein, es ist ein armer, aber strebsamer junger Mann, den ich liebe wie einen Sohn.“

Der Rabbi wurde dadurch etwas milder gestimmt, fuhr aber in strengem Tone fort:

„Nein, ich will nichts von Euch wissen, bevor Ihr Buße und Besserung gelobt habt und an Eure Seligkeit denkt.“

„Ich hoffe in der That ebenso gut wie Ihr selig zu werden,“ antwortete der Wirth ruhig.

Mit wclch unverfälschtem Vertrauen der Mensch zu hoffen wagt! dachte der Rabbi.

Das Gespräch wurde durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen, welcher meldete, daß eine arme Frau mit Don Abraham zu sprechen wünsche.

„Ich komme sogleich,“ jagte der Wirth.

„Eine arme Frau!“ rief der Rabbi; „morgen hat Eure Tochter Hochzeit, und noch habt Ihr der Armen nicht gedacht, sondern laßt sie zu Euch kommen und bitten?“

„Mein lieber Rabbi, damit Ihr nicht Böses von mir denkt und mir nicht Unrecht thut, sollt Ihr selbst die Frau fragen.“

Sie gingen darauf zusammen in den Saal, wo die arme Frau wartete; sie aber antwortete auf des Rabbi Frage:

„Gaben an die Armen sind genug ausgeheilt, ich komme keiner Gabe wegen.“

Es freute den Rabbi, daß sein zukünftiger Gesellschaftsbruder wenigstens milden Sinnes gegen die Armen war, Don Abraham aber richtete nun selbst die Frage an sie, womit er ihr dienen könne.

„Mit einem Rath.“

„Sprecht und seid überzeugt, daß ich Euch gern nützlich sein will,“ antwortete Don Abraham.

„Ich bin eine arme Wittve,“ jagte die Frau, „und ernähre mich und meine vier Kinder kümmerlich. Meine einzige Hoffnung war der Verlobte meiner Tochter; allein er hat jetzt eine reiche Braut gewählt und läßt meine Tochter sitzen.“

„Weiß,“ sagte Don Abraham, „weshalb kommst Du zu mir, um meinen Rath zu hören? Habe ich denn Macht über den jungen Mann?“

„Ja, Du hast sie, Herr; denn er ist Dein Schwiegersohn.“

Don Abraham erblaßte. Erst nach einer langen Pause jagte er zur Frau:

„Die Sache soll untersucht werden, und ist sie, wie Du gesagt, so soll Dir Genugthuung werden. Gehe jetzt getroffen Muthes heim.“

„Das ist eine unangenehme Geschichte,“ jagte der Rabbi.

„Ihr werdet Euch mit dem Mädchen und der Mutter abfinden müssen.“

Don Abraham antwortete trocken: „Wollt Ihr morgen bei der Trauung meiner Tochter anwesend sein, so werdet Ihr das Ende dieses unangenehmen Handels erfahren.“

Rabbi Raschi vermochte in jener Nacht fast kein Auge zu schließen, so begierig war er auf den Ausgang, und am nächsten Tage, sobald der Anstand es nur gestattete, eilte er nach dem Palaste.

Hier war alles in voller Geschäftigkeit und Bewegung, eine Menge Gäste aus allen Ständen strömten herbei, und der Rabbi hatte Mühe, in die Nähe Don Abraham's zu gelangen, der von den Vornehmsten der Stadt umgeben war, den Rabbi aber aufs höflichste willkommen hieß.

Die Feierlichkeit begann. In dem mit Marmor gepflasterten Hofe erhob sich ein Baldachin; unter Musik und umgeben von Fackelträgern wurde der Bräutigam unter denselben geführt, zwei vornehme Damen und ein großes Gefolge von Brantjungfern begleiteten die weißgekleidete, verschleierte Braut. Der Ehecontract und das Gelöbniß der Morgengabe wurde laut vorgelesen, der Bräutigam steckte seinen Ring an den Finger der Braut und zertrat ein Glas, worauf die sie umgebenden Gäste in laute Glückwünsche ausbrachen.

Jetzt näherte sich Don Abraham der Braut und hob den Schleier von ihrem Gesichte.

„Allmächtiger Gott! Mirjam!“ rief der Bräutigam und sank fast bewußtlos zusammen.

Die Hochzeitsgäste standen wie versteinert da; denn die Braut war nicht Don Abraham's Tochter, sondern die Tochter der armen Frau.

„Ich muß Euch jetzt dies Räthsel lösen,“ sagte Don Abraham zu seinen Gästen gewandt. „Dieses Mädchen war früher die Verlobte dieses Mannes. Liebe vereinigte sie, doch ich wußte dies nicht. Aus Dankbarkeit, weil ich ihr lieb hatte, und in der Hoffnung, die Verhältnisse seiner Mutter und seiner Geschwister verbessern zu können, gab er meinen Wünschen nach und wollte meine Tochter heirathen. Erst gestern erfuhr ich den Zusammenhang. Aber durch mich soll keine Jungfrau beschämt und unglücklich werden. So nimm sie dem statt meiner Tochter und seid glücklich!“

Alle Anwesenden waren tief ergriffen und standen sprachlos da.

„Und was die Mitgift betrifft,“ fuhr Don Abraham fort, „so wollen wir natürlich nicht brechen, was in diesem Documente zugesichert worden ist.“

Jetzt aber vermochte Rabbi Raschi nicht länger an sich zu halten. Er schrie mit Thränen in den Augen:

„Ja, Du bist würdig, mit mir den Garten Eden zu theilen! Ich freue mich dazu, einst Dein Gesellschaftsbruder zu sein!“

Die Anwesenden verstanden natürlich diesen Ausruf nicht und der Rabbi war zu leidenschaftlich bewegt, um daran zu denken, sich verständlich zu machen.

Später erzählte er jedoch dem Don Abraham seinen Traum, und dieser antwortete gutmüthig:

„Es freut mich herzlich; denn es ist jedenfalls sehr angenehm, einen guten Nachbar zu haben.“

Es sind seitdem fast achtundert Jahre verflossen. Währe es noch lange, lange Zeit, bis der Leser selbst sich überzeugen kann, ob Rabbi Raschi und Don Abraham wirklich zusammen im Paradiese sitzen.

Allgemeine Deutsche Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen.

Nachdem diese Stiftung endlich ins Leben getreten, halten wir es für unsere Pflicht, auch in dem von so vielen Lehrerinnen gelesten „Bazar“ nochmals auf dieselbe zurückzukommen, zumal das englische Statut gegen früher mannigfache Verbesserungen enthält. Die Anstalt hat ihren Sitz in Berlin und steht unter dem Protectorat der deutschen Kronprinzessin. Zum Beitritt zugelassen sind nicht nur alle von einer deutschen Behörde geprüften Lehrerinnen, mögen sie ihren Beruf im In- oder Ausland, an öffentlichen, an privaten Schulen oder in Familien ausüben, sondern überhaupt alle staatlich zugelassenen Lehrerinnen und auch solche wissenschaftlich oder technisch gebildeten Damen, welche die Lehrthätigkeit zu ihrem Lebensberufe machen. Dabei kommt es weder auf das religiöse Bekenntniß, noch darauf an, ob eine Lehrerin verheirathet ist oder nicht. Gibt ein Mitglied den Lehrberuf auf, so kann dasselbe durch Fortzahlung der Beiträge die statutenmäßig erworbenen Rechte bewahren. Im ersten Jahre des Bestehens der Anstalt kann jede Lehrerin beitragen, die das 55. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt hat; später ist das 50. Jahr maßgebend. Außer einem Eintrittsgeld, welches zwischen 3 und 15 Mark beträgt und dessen Größe sich nach der Beitrittszeit richtet, sind jährliche tabellarisch bestimmte Beiträge für je 100 Mark Pension zu entrichten. Durch diese Zahlungen erwerben sich die Anstaltsmitglieder rechtlichen Anspruch auf die eingekaufte Alterspension, oder, falls dauernde Dienstunfähigkeit vor Erreichung des für die volle Pension erforderlichen Alters eintritt, auf einen ebenfalls tabellarisch zu bestimmenden Theil der Pension. Doch hat vor Ablauf der ersten 3 Jahre der Mitgliedschaft kein Anstaltsmitglied Anspruch auf die Pensionskasse. Mit dem Pensionsfonds ist auch ein Hilfsfonds verbunden, für welchen jedoch keine besonderen Beiträge zu entrichten sind. Aus diesem zweiten Fonds werden Beihilfen gewährt an die zahlenden oder pensionirten Anstaltsmitglieder bei außerordentlichen Krankheits- oder Nothfällen, sowie fortgesetzte Beihilfen zur Zahlung der Beiträge für diejenige Lehrerin, welche nach vollendetem 55. Lebensjahre während des ersten Jahres des Bestehens der Anstalt derselben beitreten. Für alles Nähere beweisen wir auf das Statut der Anstalt und führen schließlich nur noch Beispiele an, um darzutun, wie vortheilhaft die neue Stiftung für alle Lehrerinnen ist. Eine im ersten Jahre des Bestehens der Anstalt eintretende Lehrerin hat 3 Mark als Aufnahmegebühr zu entrichten, tritt dieselbe Lehrerin im 2. Jahre ein, so beträgt diese Tage 9 Mark, im 4. oder in späteren Jahren 15 Mark. Die volle Pension wird im 50., 55., 60. oder 65. Lebensjahre ausbezahlt. Eine im 25. Lebensjahre stehende Lehrerin hat für je 100 Mark Pension, die sie vom 50. Lebensjahre an jährlich erhalten will, vierteljährlich 7.40 Mark zu bezahlen, will sie erst im 65. Jahre in den Pensionsgenuß eintreten, so beträgt der vierteljährliche Beitrag 1 1/2 Mark. Wird diese Lehrerin etwa im 10. Jahre ihrer Mitgliedschaft dienstunfähig, so erhält sie einen jährlichen Pensionsantheil von 17.68 Mark für je 100 Mark der vom 50. Jahre an fälligen Pension und 3.56 Mark, wenn die Pension erst vom 65. Jahre an hätte ausbezahlt werden sollen. Dem Statut beigefügten Tabellen geben genau die Beiträge an für alle vom 16. bis 55. Lebensjahre beitretenden Lehrerinnen, sowie die Pensionsportionen für den Fall der Dienstunfähigkeit vom 3. Jahre der Mitgliedschaft an. Anmeldungen zum Beitritt sind an das Curatorium der Allgemeinen Deutschen Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen zu Händen des Ministerialdirectors Greiff in Berlin, Unter den Linden 4, zu richten, woher auch, sowie von den Vorständen der Vereine von Lehrern und Erziehern in den Tochterstaaten Deutschlands die Statuten zu beziehen sind. Wöchten nun die vielen deutschen Lehrerinnen und Erzieherinnen die neu gegründete Anstalt durch ihren Beitritt unterstützen zu ihrem eigenen Besten, insbesondere die zahlreichste Klasse der Arbeitslehrerinnen, welche in der Regel am karglichsten bezahlt sind und darum kaum einen Nothpennig für spätere Tage zurücklegen können.

Auflösung der Räthsel Seite 52.

Mode, Fingerring, Bauh, Valf.

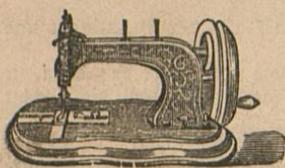
* Für den „Bazar“ aus dem Dänischen ins Deutsche übertragen von Emil J. Jonas. — Der in Dänemark rühmlich bekannte Verfasser ist hiermit bei den Lesern des „Bazar“ eingeführt. M. Goldschmidt ist 1819 in Näsbo auf der Insel Seeland geboren. Nachdem er seine Studien an der Kopenhagener Universität vollendet hatte, machte er sich zunächst durch die Schärfe seiner Saiten in einem in den vierziger Jahren von ihm herausgegebenen Witzblatt „Corraen“ bekannt. Später gab er eine Monatschrift „Nord und Süd“ heraus, worin er, unbeeinträchtigt durch die jantischen national-liberalen Partei, politisch die Unmündigkeit und Verdingung mit Deutschland empfahl. In dieser Beziehung veröffentlichte Goldschmidt, nachdem er bereits die gelese größere Romane „der Jude“ und „heimathlos“ (Deutsch in Stuttgart bei Franck erschienen) verfaßt, „Kleine Erzählungen“ und „Novellen“, wozu vorstehende Geschichte gehört. Eine deutsche Gesamtausgabe derselben erscheint demnächst in Leipzig bei Teubner. Der Verfasser, welcher das schönste Dänisch im ganzen Lande schreibt, genießt eine lebenslängliche jährliche Unterstützung von 2000 Kronen (2500 Mark) vom Staate und außerdem wurde ihm der Titel eines Professors verliehen. Der Uebers. **) Das Gesetzbuch, die das Gesetz enthaltende Pergamentrolle, woraus am Sabbath in den Synagogen der Vorleser ein Stück vorträgt. Die 5 Bücher Moses. Der Uebers. ***) Das neuere geistliche und weltliche Gesetzbuch, das die nicht im alten Testamente enthaltenen Gesetze umfaßt, also die sämmtlichen durch Tradition fortgeplanten Satzungen der alten Schriftgelehrten und deren Commentare. Der Uebers.

Correspondenz.

Abonnetin in Graz. Einen Aufsatz über Aquarellmalerei auf Holz finden Sie auf Seite 20 Jährg. 1872 des Bazar. — **Fr. B. O. in Prag.** Von Staub und Fett herrührende Flecke in Marmor sind durch Auftragen eines Breies aus gebrannter Magnesia und Benzol und Abwischen nach dem Auftragen fortzuschaffen. — **Dr. N. in N.** Sogenannte hympathetische Tinten, die unsichtbare Schriftzüge geben, welche erst durch Erhitzen u. zum Vorchein kommen, können auf mancherlei Weise dargestellt werden; z. B.: 1) Man schreibt mit einer Auflösung von Kobaltchlorür (aus der Apotheke zu beziehen); beim Erwärmen des Schriftstückes erscheint die Schrift in blauer Farbe, die beim Erkalten wieder verschwindet; bei zu starkem Erhitzen werden die Schriftzüge schwarz und verschwinden nicht mehr. 2) Man schreibt mit einer Auflösung von Tannin (Gerbsäure); durch Eintauchen oder Begießen mit einer Lösung von Eisenvitriol treten die Züge schwarz hervor. 3) Man schreibt mit einer Lösung von 1 Theil gelbem Blutlaugensalz in 5 Theilen Wasser; durch Eintauchen des Geschriebenen in eine Lösung von 1 Theil Eisenchlorid in 20 Theilen Wasser erscheint eine blaue Schrift. 4) Schreibt man mittelst verdünnter Schwefelsäure (1 Theil Säure und 20 Theile Wasser), so werden die Züge beim Erhitzen schwarz. 5) Schreibt man mit Bleisüßig, so werden die unsichtbaren Schriftzüge allmählig an der Luft sichtbar; sie werden sofort schwarz, wenn man mit einer verdünnten Lösung von Schwefelkalium darüber fährt. — **W. W.** Arbeiten aus Silberfiligran reinigt man mittelst einer Bürste und eines Breies aus feinstem Schlemmtreibe oder gebrannter Magnesia und Salmiatgeist; mit einer zweiten Bürste und trockner Schlemmtreibe putzt man nach. — **Anna W.** — **Fr. B. in S.** Um von Geweben, die mit Anilinfarben gefärbt sind, letztere wieder zu entfernen, so daß sie neu aufgefärbt werden können, bringt

man sie in eine Auflösung von übermanganfarbem Kali in Wasser, so stark, daß sie die Farbe von Rothwein besitzt, und mit etwas verdünnter Schwefelsäure sauer macht. Nachdem die Stoffe einige Zeit in diesem Bade verweilt, werden sie herausgenommen; an Stelle der Anilinfarbe ist nun eine braune Farbe (von dem Manganosalz herrührend) getreten, welche man dadurch fortzuschafft, daß man die Stoffe nach dem Spülen in Wasser in ein Wasserbad bringt, zu dem man wärrige schweflige Säure setzt, unter beständigem Rühren des Stoffes und so lange, bis letzterer wieder weiß geworden. Ueber das Abziehen alter Farben im Allgemeinen gibt Dr. M. Reimann in dem von ihm verfaßten, empfehlenswerthen Schriftchen: „Fäbermann eigener Färb-, Färbereiniger- und Garbenwäschender“ (Berlin, Verlag der Reimann'schen Färberei-Zeitung) Folgendes an: Man gießt in eine Waschkübel voll kalten Wassers 60 Gramm käufliche Salzsäure, rührt um und bringt den Stoff in die Flüssigkeit, in welcher man ihn eine Viertelstunde liegen läßt. Alsdann nimmt man ihn heraus, spült ihn in Wasser ab und bringt ihn in das folgende Bad. Man füllt wieder eine Waschkübel mit kaltem Wasser und bringt in diese 60 Gramm kryallisirte Soda, legt den Stoff da hinein und läßt ihn unter öfterem Umwenden wiederum eine Viertelstunde liegen. Alsdann wäscht man nach, ob die Farben noch vorhanden sind und ob vor allem der Stoff in seiner Structur nicht gelitten hat, d. h. nicht rauh oder flüzig geworden ist. Sind die Farben noch nicht ganz verschwunden oder wenigstens ganz hell geworden, so kann man das Sodabad erwärmen und dabei den Stoff darin herumhantieren, immer aber mit der Vorsicht, daß man genau darauf achtet, den Stoff nicht unter dem Einfluß der Soda leiden zu lassen. Für bedruckte und gefärbte Baumwollen- und Leinwandstoffe, sowie die meisten halbwollenen und halbseidenen Stoffe kann man, wenn die Farben nach dieser Behandlung noch nicht vollständig heraus sind, folgendes Weichverfahren anwenden: In einen Topf gießt man kaltes Wasser und giebt auf jeden Liter Wasser 40 Gramm. guten, stark riechenden Chloralkali hinein, rührt gut um und löst in derselben Flüssigkeit 40 Gramm. kryallisirte Soda auf, rührt das Ganze mehrmals gut durcheinander und läßt ab-

sehen. Diese Flüssigkeit gießt man nach dem Abziehen klar in eine Waschkübel und bringt in diese den Stoff hinein, um ihn etwa 5 Minuten lang mit einem hölzernen Stabe herum zu bewegen, wobei man immer darauf zu achten hat, ob die Farbe heller wird und ob der Stoff auch nicht leidet. Während dieser Zeit bringt man in eine andere Kübel kaltes Wasser und gießt auf jeden Liter Wasser 20 Gramm käufliche Salzsäure hinzu. Den Stoff in der andern Waschkübel preßt man dann entweder mit den Händen, oder will man dies nicht, zwischen zwei Bretchen oder zwei Unterlassen stark aus, so daß alle anhängende Flüssigkeit herausgetrieben, breitet ihn aus und bringt ihn ausgetrocknet in das Sodabad, in welchem man ihn mit Holzchen herumwäscht. Man nimmt den Stoff nun heraus und wirft ihn sofort in kaltes Wasser, in welchem man ihn gut auswäscht. Man prüft, ob die Farben ausgeblühen sind, und ist dies nicht der Fall, so bringt man den Stoff wieder in die erste Kübel mit der Weichflüssigkeit, um ihn dann nach gehörigem Herumhantieren wieder in das Sodabad zu nehmen. Auf diese Weise werden fast alle Farben aus Leinen, Baumwolle, Halbselbe und Seide vollständig entfernt. Es widersteht diesem Verfahren nur die ganz echten Farben, welche man daran erkennt, daß dieselben nach der Behandlung in Chlorbad nichts oder sehr wenig von ihrer früheren Färbung verloren haben. Erkennt man die Gegenwart dieser Farben an ihrer Beständigkeit, so gebe man sich mit der Entfernung derselben keine Mühe mehr. Es ist allerdings möglich, auch diese Farben zu entfernen, in dessen erfordert dies größere Erfahrung und ist immerhin schwierig. — **Frau v. A. in B.** Für diese Zwecke empfehlen wir Ihnen das „Berliner Fremdenblatt“, das Sie mit den Vorgängen in der höheren Gesellschaft am fait erhält. — **U. S. in C.** Nähmaschinenlager erhalten Sie u. a. bei Abraham u. Co., Posamentier- und Kurzwaarenlager an Gros, Berlin, Leipzigerstr. 66. — In der nächsten belletristischen Nummer werden die sämmtlichen seit December an uns gerichteten und noch nicht erledigten Fragen beantwortet und wieder eine Anzahl lehrreicher literarischer Neuigkeiten besprochen werden.



Beste und leistungsfähigste Doppelsteppstich-Handnähmaschinen

Saxonia No. 2, ohne Riemen, mit Räderbetrieb à M. 57. — **Saxonia No. 1**, ohne Riemen, mit Räderbetrieb à M. 60. — **Saxonia-regia**, ohne Riemen, mit Frictionsbetrieb à M. 63. — empfiehlt und verbindet franco gegen Nachnahme des Betrages nach allen Orten Deutschlands unter 2-jähriger Garantie die Nähmaschinen-Fabrik von **Gebr. Siegmund in Hannover.**

Gartenstein'sche Leguminose

wird rühmend in allen medicinischen und vielen anderen angehenden Zeitschriften (s. auch Bazar 1875, Nr. 46, S. 381) als bestes Nahr- und Stärkungsmittel für alle Kranken und alle Reconvalescenten anerkannt und ist namentlich auch Magenkranken, an Diarrhoe leidenden Kindern, schwächlichen, blutarmen und abzehrenden Personen, stillenden Frauen, sowie als Eratz der Muttermilch und Fleischnahrung auf's Angenehmste zu empfehlen. — In haben in allen größeren Städten Deutschlands und den meisten der angrenzenden Länder in den bekannten Depôts, sowie direct durch **Gartenstein & Comp., Chemnitz i. S.** Preis für Deutschland 1/2 Mark pr. Paquet. [382] **Älteste der angesehensten medicinischen Autoritäten und Gebrauchsanweisung gratis**

Holzspinnerei, Taubfäberei, Holzwaaren und Apparate. Preislisten gratis u. franco. **R. Standfuss, Breslau.**

Caviar-Versand.

A. Winter & Co., Hamburg. Nur ff. Waare, per Fsd 2,50 und 3 M., **Russische Sardinen in Pickles**, 10 Fsd. Faß, enthaltend 90 bis 110 Fische, per Faß 3 M. Beträge gegen Nachnahme. [390] **Versendung zahl- und frachtfrei.**

Glafey-Nachtlichter, bewährt seit 1808, prämiirt in Nürnberg, Paris, Altona u. Wien, zu haben in allen bedeutenden Geschäften Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. **G. A. Glafey, Nachtlichter-Fabrik, Nürnberg.** [44]

Pianino's,

vorzüglich in Ton, zu Fabrik-Preisen. Seit 1816 in Berlin ist die Fabrik mit Diplomen und Auszeichnungen prämiirt. **B. Schleip in Berlin.**

Illustrirtes Musik- und Theater-Journal,

Wochenschrift für das gesammte musikalische, literarische und Bühnenleben der Gegenwart. Original-Beiträge von den berühmtesten Dichtern und Schriftstellern der Jetztzeit. Illustrationen nach Zeichnungen bewährter Künstler. **Probenummern gratis und franco.**

Verlag d. K. K. Hofmusik.-Hdlig. v. Adolf Bösendorfer, Wien, Stadt, Herrngasse 6.

Guter Rath für Mütter, über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren. Nehmt einem Unterricht für junge Eheleute, die Vorkurse für Angehörige betreffend, von Professor Dr. Chr. W. Sufeland. Preis 1 M., eleg. geb. 1 M. 75 A. Jean Paul rath in seiner Levana den jungen Frauen, obiges Werkchen vor der Geburt ihres ersten Kindes auswendig zu lernen.

Harnisch, Lina, Deutscher Küchen-Kalender für Hausmannskost. Ein Speisezettel für alle Tage des Jahres mit beiond. Berücksichtigung der Jahreszeit. Nehmt prakt. Anweisung zur schmackhaften Zubereitung sämmtlicher darin angegebener Speisen. Ein Bademeicum für junge Hausfrauen und Wirthinnen. 2. verbesserte Auflage. Preis 1 M. 25 A., geb. 2 M.

Hohenstein, Cäcilie v., Brieffsteller f. Damen. Eine Sammlung f. alle Vorkommnisse des weibl. Lebens. Mit beiond. Regeln über Briefstyl u. dessen verschied. Anwendung, nebst einer Zusammenstellung aller gebräuchlichen Titulaturen, einer H. deutsch. Sprachlehre u. einer Auswahl von Stammbuchversen. Preis 1 M. 50 A., eleg. geb. 2 M. 25 A.

Sufeland, Dr. Ch. W., Makrobiotik, oder: Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Volksausgabe, herausgegeben von Dr. Alfred Maurer. Preis 1 M. 50 A., eleg. geb. 2 M. 25 A.

Sufeland, Dr. Ch. W., Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts. Neue wohlfeile Ausg. Pr. 75 A. Alle diese Werke werden bei Einfindung von je 10 A. mehr franco nach auswärts versendet. [400] **Verlag von Siegfried Cronbach in Berlin, Friedrichstraße 200.**

Now ready No. 1 of

“Hallberger's Illustrated Magazine,” 1876, conducted by

Ferdinand Freiligrath.

CONTENTS! “A Happy New Year!” Frontispiece.—Joshua Haggard's Daughter by Miss Braddon. Illustrated.—Over the Snow. Poem. By George Manville Fenn. Illustrated.—Lady Duff Gordon. By E. Conder Gray.—A Spanish Hill-Town.—The Old Coaching Days.—Harold Vaughan's Wooring.—Haidée. From Byron's Poems. Illustrated.—Gabriel Conroy. By Bret Harte.—Miscellanea.—Our Humorous Portfolio.

This periodical is published under the conduct of no less a man than Ferdinand Freiligrath, who undertakes to give, every three weeks, some fifty or sixty elegant quarto pages of the very best current English and American literature. The selections are good; the typography is beautiful and thoroughly English; the proof reading is exemplary; the illustrations are fair; the price is ridiculously low.

The Swiss Chronicle.

Specially recommended to ladies who read English!

Subscriptions are received by all Booksellers and Post-Offices.

Published every three weeks, price 50 Pfennig.

Stuttgart: Edward Hallberger.

Verlag der Bazar-Actien-Gesellschaft (Director A. Hofmann) in Berlin SW., Enke-Platz Nr. 4.

Redacteur: Karl August Heigel in Berlin.

Papier von der Berliner Actien-Gesellschaft für Papierfabrikation.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Bazar de Voyage,

J. Demuth, Hoflieferant, Berlin C., Schlossfreiheit 1.

Fabrik und größtes Lager von Reise-Effekten und feinen Lederwaaren. Empfiehlt sich den geehrten Damen zur geschmackvollen Garnitur von Handarbeiten in diesem Genre. [11]

H. Lissner Wwe,

Berlin, Jägerstr. 42, empfiehlt lange Corsets für Panzertailen, Jupons und Tournures in reichster Auswahl und jedem Genre. [5]

Velimer Eisen-Chocolade

mit Kräl's körnigem Eisenzucker. Bei Blutarmuth, Bleichsucht oder deren Folgekrankheiten ärztlich empfohlen. Dieselbe ist zum Kochen in Packchen zu 1/2 Kilo à 80 Kr. ost. W. = 1 1/2 Mark, zum directen Genuss in Cartons (Pastillenform) à 25 Kr. ost. W. = 1/2 Mark durch Apotheken u. a. durch das Haupt-Depôt: **Velimer Fabriks-Niederlage in Prag** gegen Einsendung des Betrages oder gegen Postnachnahme zu beziehen. Verpackung wird nicht berechnet. [217]

Für den Tag und den Abend.

Poudre de Lys dite Poudre Lohse,

festhaltend, dauerhaft, unsichtbar auf der Haut, feiner, zarter und sammetartiger als alle Arten von Poudre de riz, in weiß und rosa für Blondinen, in gelb für Brunettes. à Originalschachtel 3 M. oder 1 fl. 80 fr.

LOHSE, Parfumeur,

Erfinder des Eau de Lys de LOHSE, Hofl. Ihrer Maj. der Königin. Berlin, W., 46. Jägerstraße. Niederlagen für Oesterreich-Ungarn in Wien: Apoth. Hof. Weiss (Zuchtauben), in Pest: Apoth. Hof. v. Türk. [77a]

Romisch, heiter und so weiter!

Eine Auswahl der besten humoristischen Vorträge in Poesie und Prosa. Preis 15 Gr. (1 M. 50 A.) = 80 fr. d. W. Für die langen Winterabende, im Sommer auf der Reise, sowie für Gesellschaften ist obiges erheiterndes Buch wärmstens zu empfehlen. Zu beziehen von **F. Fr. Fricke i. Wien VI., Kopernikusgasse 9.** [397]

Das Geheimniß

eine Tasse Kaffee von demselben vorzüglichem Geschmack und derselben prachtvollen Farbe, wie man sie in Wien, Prag und in den böhmischen Bädern trinkt, herzustellen, bezieht einfach darauf, daß man dem Wohntaffe eine Kleinigkeit **Otto G. Weber's Feigenkaffee** zusetzt. *) Rühmlichst empfohlen vom „Bazar“, „Meer Land und Meer“ u. s. w. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis 5 Pf. 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Zulassung franco. — Zu haben in der Fabrik von **Otto G. Weber in Berlin, S. O., Schmidtstraße 31.** [322]

Farbige und weisse Lyoner Seiden-Stoffe.

396] Meter = 1/2 Elle. Seid. Poul de soie Mk. 2.80. — Mk. 3.50. gestr. u. quar. Taffe Mk. 1.90. — Mk. 3.50. starkgerip. Epingle Mk. 4.50. — Mk. 4.80. d. Gros de Londres Mk. 4.50. — Mk. 5. — schwere Faille Mk. 4. — Mk. 6. — seidene Atlasse Mk. 3. — Mk. 6. — seid. Moiré antique Mk. 6. — Mk. 8. — schw. Seid.-Sammt Mk. 5. — Mk. 15. farbig. d. Mk. 6.50. — Mk. 10. empfiehlt

H. LISSAUER, Königl. Hoflieferant, Berlin W., Jägerstrasse 24. Muster nach auswärts franco.



Die vorzügliche Qualität der mit nebenstehender Marke bezeichneten Chocoladen aus der rühmlichst bekannten

Fabrik von Ph. Suchard

in Neuchâtel (Schweiz) findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis. [184a] Auf die große Auswahl zu Geschenken geeigneter Phantasieschachteln m. Chocolade wird noch ganz besonders aufmerksam gemacht. Entrepôt général à Paris, 16 rue Montmorency.

Irisch prima Hemden-Dowlas,

dem edel Leinen an Dauer weit vorzuziehen, verwendet in Stücken beliebiger Länge, in Breiten von 65 bis 85 Cmt., pro Meter 45 bis 70 A. je nach Breite und Qualität. [401] **Ang. Sunderhoff in Nordhansen a. Harz.**

Philipp Hirsch's Sohn,

Kunstblumen und Schmuckfedern, WIEN, 24. Tuchlauben 24. Weltausstellung 1873, Wien Verdienst-Medaille. [38]

Neu! Neu!

Taschen-Schnellkoch-Apparat zur augenblicklichen Bereitung von Café, Thee, Beefsteak etc. Die Einrichtung ist derartig, dass der Apparat bequem in der Tasche zu tragen, und innerhalb weniger Minuten bis 4 Liter Café erzeugt. [378] Preis nur Mark 3. **H. Schönfeldt, Berlin, Leipzigerstr. 134.**

Mineralseife.

Patentirte Wasserglas-Composition. Das allgemein und auch von der Redaction des Bazar anerkannte, vorzügliche Waschmittel für Hauswäsche aller Art, Seide, Wolle, Baumwolle, Leinen etc., ohne Faier oder Farbe im Mindesten anzugreifen, offeriren gegen Einfindung von drei Reichsmark 10 Pfd. Brutto im Zollverein franco [167] **van Baerle & Spönnagel, Berlin N.**

Thymol-Präparate.

Nach den neuesten medicinischen Untersuchungen besitzt Thymol bei absoluter Unschädlichkeit auf den Organismus und die Zahnmasse insbesondere von allen bisher bekannten Mitteln weitans die intensivste, Gährung und Fäulniß hemmende Kraft, welche höchst wichtige Eigenschaften nachstehende Thymol-Präparate der allgemeinsten Beachtung und Anwendung auf's Beste empfehlen: **Thymol-Mundwasser-Essenz 1 M.** **Thymol-Anadolli (Zahnpulver) 35 u. 70 A.** **Thymol-Zahnpasta 50 A.**

Carl Kreller,

Parfümerie-Fabrik in Nürnberg und in dessen bekannten Niederlagen. [398]

Salicylsäure-Präparate

von Ernst Jehens, Hof-Apotheker BADEN-BADEN. **Mundwasser und Zahnpulver** Diese Präparate werden wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften von ersten Autoritäten der Zahnheilkunde bestens empfohlen und sind in allen renommirten Apotheken u. Parfümeriehandl. zu haben. In Berlin bei **Franz Riedel, Schweizer-Apotheke, Friedrichsstraße 173.** [369b] Preise: Mundwasser pr. Flasche 2 M. — Pf. pr. Doppelflasche 3 M. 50 Pf. Zahnpulver 1 Schachtel 1 M. 25 Pf.

Rosenapotheke in Frankfurt a. M.

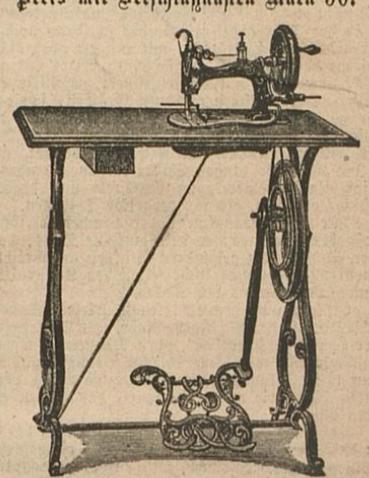
Preis 70 Pf.



Das Präparat zeichnet sich vor allen ähnlichen zu gleichen Zwecken gebrauchlichen Mitteln durch eine angenehme, nicht allzusüßigen Geschmack aus. Preis 70 Pf.

Dr. Giersdorff, homöop. Frauenarzt,

Berlin, Zimmerstr. 53. Ausw. briefl. Preis ohne Verschlusskasten Mark 81. Preis mit Verschlusskasten Mark 90.



Preis ohne Verschlusskasten Mark 81. Preis mit Verschlusskasten Mark 90.

Zum Familiengebrauch, zur Damenschneiderei etc. ist unsere auf der Wiener Welt-Ausstellung mit dem höchsten Preise, der Verdienst-Medaille prämiirte

Lincoln-Nähmaschine

entschieden die praktischste aller existirenden Systeme, da mit derselben alle vorkommenden Arbeiten gefertigt werden können. Dieselbe nährt den leichtesten Shirting oder Mull genau so gut, als den schwersten Doublestoff, wodurch sie dem zum Theil sehr viel eingesparten Wheeler & Wilson-System entschieden vorzuziehen ist, da letzteres zu Weisnarbeiten wohl gut zu verwenden, zu etwas schwereren Arbeiten, welche wohl in jeder Familie einmal vorkommen dürften, jedoch gar nicht zu gebrauchen ist. — Infolge der vielen Vorzüge, die unsere Maschine andern gegenüber besitzt, sind wir bereits seit Jahren mit den Lieferungen an Behörden beauftragt. — So bezogen zuletzt das Herzogl. Braunschweigische Haupt-Steueramt hier, das Königl. Ungar. Central-Post-Amt in Pest, sowie viele andere Post-, Telegraphen-, Vorkauf- und Conium-Bereine zur nachweislich vollsten Zufriedenheit unser Fabrikat. Die Construction unserer Lincoln-Maschine ist eine äußerst einfache, so daß jeder Laie, der noch nie auf einer Maschine gearbeitet hat, mit Hilfe der sehr genauen Gebrauchsanweisung sofort darauf arbeiten kann. Die Ausstattung unserer Maschine ist äußerst elegant, die Arbeit eine gediegene und übernehme wir eine reelle dreijährige Garantie. Jeder Maschine werden folgende Apparate gratis beigegeben:

- 1 Tafelne, 1 Lineal,
- 4 Nadeln mit Nadelbüchse, 1 Bandeinfaßer,
- 1 Eigennäher, 2 Schraubenzieher,
- 1 Doppelfaßer für 2 Breiten, 1 Wärrer,
- 1 Bandaufnäher, 1 Eigennaufnäher,
- 1 Gebrauchsanweisung, 1 Binnette,
- 4 Metallspulen, 1 Kränleier,
- 1 Rappnäher, 1 Soutacheaufnäher.

Der Preis unserer Maschine ist ein sehr geringer und zwar: **Lincoln zum Hand- und Fußbetrieb (lt. obiger Bezeichnung) Mk. 81. — gegen Cassa.** Dieselbe mit elegantem Verschlusskasten Mk. 90. — gegen Cassa und zwar ist bei Bestellung die Hälfte in Baar einzufinden oder aber wird per Nachnahme erhoben, während der Rest 14 Tage nach Empfang der Maschine zu berichten ist. Die Lieferung geschieht franco gegen Einfindung. — Zeichnungen und Nährproben versenden auf Wunsch gratis und franco. Referenzen und Anerkennungschriften von den begiegnen Fachmännern liegen aus allen Theilen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Hollands vor.

Königsdorf & Schulze,

Braunschweig. 391]

NB. Auf Wunsch sind auch gern bereit, die Maschine ohne jede vorherige Anweisung auf 14tägige Probe zu übergeben und solche event. vom Empfänger zurückzunehmen.